

ABC
teaser

KURZ GESAGT

Konrad Eißler

Aussaat

Konrad Eißler

Kurz gesagt

R. Brockhaus Verlag Wuppertal und Zürich

Aussaat-Verlag Neukirchen-Vluyn

R. Brockhaus Taschenbuch Bd. 478

ABCteam-Taschenbuch

© 1992 Konrad Eißler

Umschlaggestaltung: Carsten Buschke, Solingen

Umschlagfoto: Stockmarket - ZEFA, Düsseldorf

Zeichnungen im Innenteil: Arno Maurer, Tübingen

Gesamtherstellung: Breklumer Druckerei Manfred Siegel KG

ISBN 3-417-20478-X (Brockhaus)

ISBN 3-7615-3449-3 (Aussaat)

INHALT

Maßstab	5
Neid	7
Jedermann	8
Platz	9
Gottesdienst	12
Neinsager	13
Hand	14
Vorsätze	16
Hammer	18
Fliegen	19
Wenige	21
Flickerei	22
Mund	24
Blaulichtaktion	25
Bürgerschaft	27
Weiß	28
Rechnen	29
Zelt	30
Klugheit	33
Nichts	34
Findling	35
Lohn	36
Wasserzeichen	38
Glück	40
Ordination	41
Kreuztragen	42
Ohrwürmer	43
Vergebung	46
Durchbohren	47
Gottsucher	48

Schöpfer	50
Kind	52
Hinhören	53
Vater	54
Schreien	56
Beziehungszerfall	57
Herzschaden	58
Dank	59
Gotteskinder	60
Herzpatient	63
Kopf	64
Besuch	65
Glanz	66
Christus	69
Machtwort	70
Zweifel	71
Aus	72
Bibelwort	74
Daheim	76
Wort	77
Geist	78
Kreuzgang	80
Gesellenstück	81
Tisch	82
Geben	85
Heimarbeiter	86
Hilfsarbeiter	87
Ernte	88
Herrentag	89
Stichwortverzeichnis	92
Bibelstellenverzeichnis	93

Maßstab

Eine altbekannte Geschichte: Maria und Marta. Schauen wir in die Küche, wo Marta werkelt. Auf dem Herd werden Töpfe rangiert, auf dem Tisch werden Hühner tranchiert. Marta unter Volldampf. Kein Wunder, daß sie das nicht alleine packen kann.

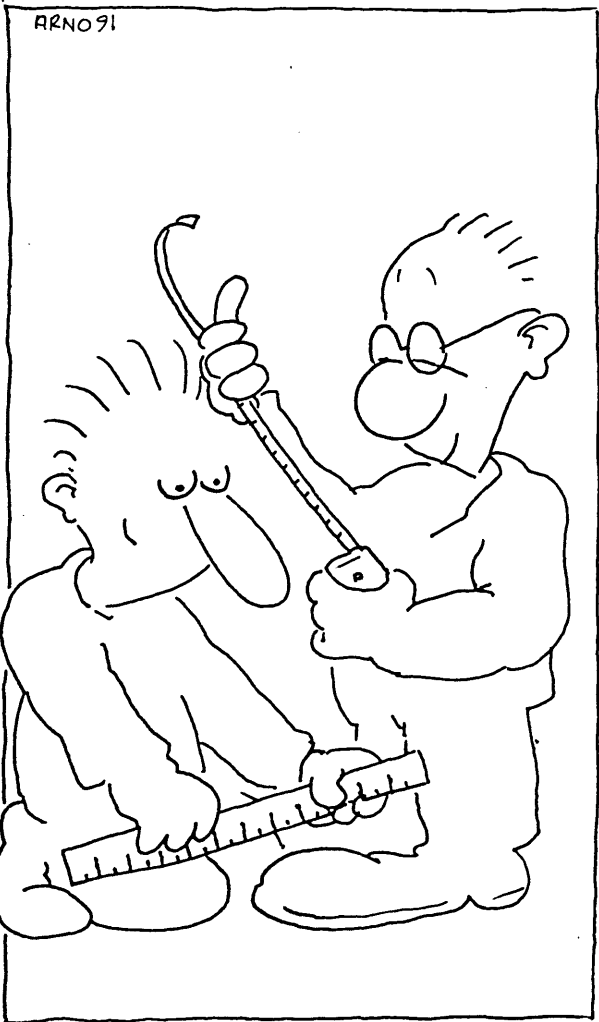
Maria! So tönt es laut durch die Küche, aber da ist keine Stimme. Maria! So tönt es ganz laut durch den Hausflur, aber da ist keine Maria. Wo bleibt denn diese Schlafhaube? Schnell reibt sich Marta die fettigen Hände ab und stürzt ins Zimmer. Richtig, da sitzt doch dieser Blaustrumpf und hat die Hände im Schoß. Ist das die Möglichkeit? Marta platzt der Kragen. »Herr, sag ihr doch, daß sie mich nicht alleine zappeln lassen kann. Sie soll mit anpacken!«

Marta weiß ganz genau, was Maria tun soll – so wie auch wir es wissen, was die andern tun sollen. »Herr, sag doch meinem Mann, daß er auch einmal Blumen mitbringt; er soll Kavalier werden.« »Herr, sag doch meinem Sohn, daß er keine Rockplatten mehr kauft; er soll Bach mögen wie ich.« »Herr, sag doch meiner Schwiegertochter, daß sie endlich auf mich hört; sie soll meinen Rat nicht in den Wind schlagen.«

Wir wissen es ganz genau, was der andere tun und lassen soll. Er soll sich gefälligst an mir ein Beispiel nehmen. Der einzig gültige Maßstab für rechtes Denken, Handeln und Glauben bin ich.

Und Jesus sagt: Marta, Marta! Denk mal nach. Maria muß nicht wie Marta werden, der Sohn muß nicht wie der Vater werden und die Schwiegertochter nicht wie die Schwiegermutter. Jeder ist ein Original Gottes, ein Einzelexemplar aus seiner Handschnitzerwerkstatt.

Jeder aber soll ein Nachfolger dieses Herrn werden, der mit seinem Wort den einzig gültigen Maßstab gesetzt hat.



Neid

Jeder kennt die Geschichte: Kain wurde Bauer und Abel Hirte. So weit, so gut. Nein: so weit, so schlecht. Denn Kain ist kein froher Ackermann geworden, sondern ein grüblerischer Mensch. Wenn er hinausgeht, sieht er seinen Acker, diesen elenden Steinriegel. Die Hacke springt von der harten Krume. Der Same wird von den Krähen herausgepickt. Das Unkraut wuchert aus allen Löchern. Warum bin ich nur Bauer geworden? Hätte ich doch einen andern Job gewählt. Wäre ich doch Hirte geworden, Hirte, so wie mein Bruder.

Kain schaut hinüber und sieht dessen Weide, dieses wunderschöne Hügelland. Die Schafe bringen die Wolle. Die Lämmer liefern das Fleisch. Der Hund sorgt für die notwendige Ordnung.

Abel hat es schöner und leichter und besser. Die Lage des andern sticht ihn. Der Vorteil des andern wurmt ihn. Kain wird vom Neid zerfressen.

So wie wir auch. Wenn wir ins Geschäft gehen, sehen wir den Schreibtisch, dieses elende Aktengebirge. Das Telefon klingelt. Der Chef zieht den Mund schief. Das Gehalt ist ein Hungerlohn. Warum bin ich nur Angestellter geworden? Hätte ich doch auch studiert. Wäre ich doch Architekt geworden, Architekt, so wie mein Nachbar. Wir schauen hinüber und sehen dessen Büro, eine einzige Goldgrube. Der braucht nicht zur Stechuhr. Der sitzt nicht ab sieben. Der teilt seine Zeit ein.

Der andere hat es leichter und schöner und besser. »Dort, wo du nicht bist, dort ist das Glück.« Und das sticht und wurmt und macht den Neid.

Wieviel Nachtstunden gehen darauf, nur weil ich Neidhammel vor lauter mickrigen Gedanken keinen Schlaf fin-

den kann und mich als Aschenbrödel oder Pechmarie beweine! Neid ist die Wurzel allen Übels. Wo ich nicht mehr vorwärtsschaue und dem Bruder sein vermeintliches Glück von Herzen gönne, sondern wo ich nur noch seitwärts schiele und ihm seine vermeintlichen Vorteile neide, da ist höchste Gefahr im Verzug.

Gott hat uns nicht über den gleichen Leisten geschlagen und jedem dieselbe Einheitsmontur verpaßt. In seinem Reich geht es nicht nach Schema F. Er hat jeden mit den Gaben ausgerüstet, die er für sein Leben nötig hat, und daran sollen wir uns genügen lassen. Was wir nicht haben, brauchen wir nicht.

Jedermann

Wie wird Herr Jedermann eingeschätzt? Für Kaiser Augustus war er ein natürliches Wesen. Augustus, dieser römische Strahlemann, verwandelte die vereinigten Hüttenwerke Roms in eine glänzende Marmorstadt. Weil diese wählerfreundliche Politik aber äußerst kostenintensiv war, schickte er seinen Finanzexperten Quirinius in die Provinz, um den kleinen Leuten die Steuerschrauben anzulegen. Herr Jedermann soll zahlen, immer soll er zahlen.

Für König Herodes war er ein schädliches Wesen. Dieser idumäische Bluthund witterte überall Konkurrenz und richtete deshalb ein Blutbad an. Die unschuldigen Säuglinge lieferte er ans Messer. Herr Jedermann darf nicht mucken, immer darf er nicht mucken.

Für den Wirt von Bethlehem war er schlicht übrig. Dieser judäische Hotelier war Krisengewinnler, und sein

Weihnachtslied ging nach der Melodie: »Süßer die Kassen nie klingen, als zu der Volkszählungszeit.« Kein Zimmer war mehr frei. Herr Jedermann war übrig, immer ist er übrig.

Gott sei Dank gibt es noch eine andere Schätzung. Gott selber hat wider Erwarten diesen aufmüpfigen Menschen nicht eingeschätzt wie Augustus, auch nicht abgeschätzt wie Herodes, erst recht nicht geringgeschätzt wie der Wirt. Gott hat ihn wertgeschätzt. Sein einziger Sohn war ihm nicht zu teuer. In der Krippe lag kein goldiges Schätzchen, das unser Dideldumdei nötig hätte, sondern der Schatz Gottes, der uns den Höchstpries seiner Liebe zeigt. Die Weihnachtsgeschichte ist ein einziger Schatzbrief.

Seit der Geburt Jesu steht es fest: Jedermann ist hochgeschätzt. Die Maria mit ihrem Kind genauso wie der Josef, der seine Braut nicht sitzen ließ. Die Hirten vom Felde genauso wie die Herren Astrologen vom finstern Heidenland. Der Hochgelehrte und Analphabet, der Weltbekannte und Namenlose, der Muskelprotz und Schwächling, der Krösus und arme Schlucker, jedermann ist hochgeschätzt. Keiner ist unter Wert verkauft. Alle können mit dieser Einschätzung rechnen.

Platz

Das ist doch nicht die Möglichkeit: Mitten im Weinberg steht ein Feigenbaum. Normalerweise wächst er hinterm Haus, hier aber wächst er hinter der Mauer. Normalerweise steht er an der Landstraße, hier aber steht er an der Quelle. Normalerweise gedeiht er auf einer Wiese, hier aber gedeiht er auf dem Humus. Wie kommt das?

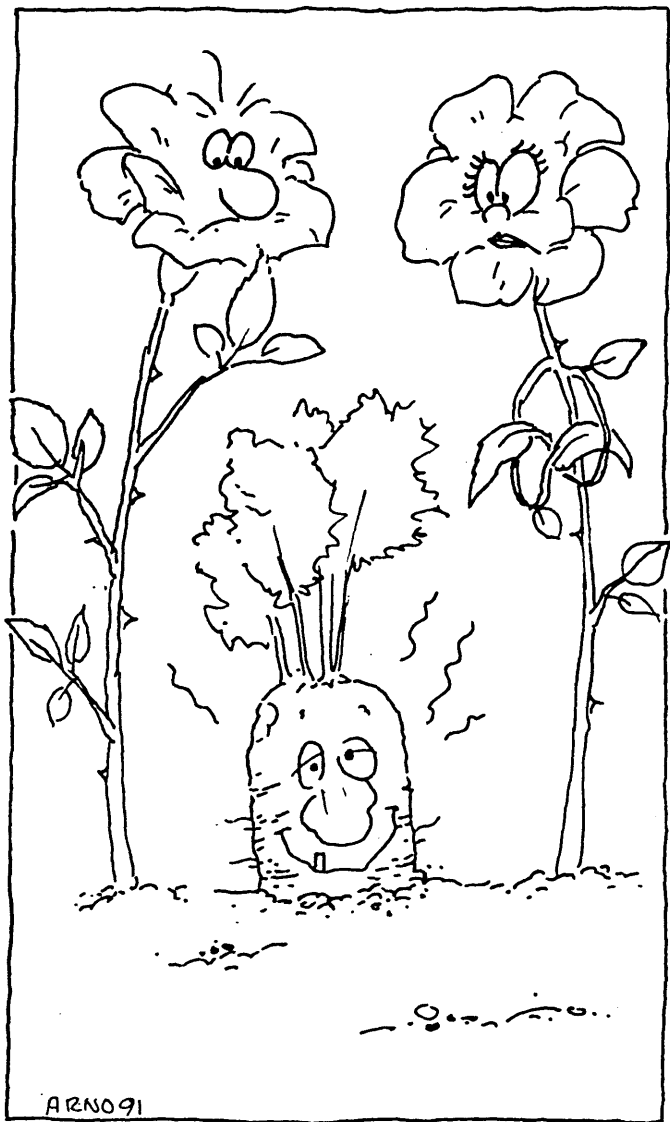
Der Besitzer hörte einiges, als er mit dem Bäumchen anrückte: »Nichts gegen Feigen, auch wenn sie keinen Vergleich mit Trauben aushalten, aber ein Feigenbaum gehört nun mal nicht in den Weinberg. Wer pflanzt schon eine Kartoffel in den Rosengarten? Wer setzt schon einen Rettich in das Blumenbeet? Wer zieht schon einen Spitzwegerich am Fenstersims? In den Weinberg gehört nur Spitzenwein.«

Aber der Besitzer ließ sich nicht umstimmen: »Mein Weinberg ist kein Mustergarten, und Privilegien habe ich nicht verteilt. Auch dieser Feigenbaum darf leben. Hier ist Platz für alle.«

Das ist im Weinberg Gottes auch so. Mitten in der Gemeinde stehen ganz schöne Pflänzchen, ein Schieber Zachäus zum Beispiel oder ein Gauner Levi. Normalerweise sitzen sie hinter anderen Mauern und gedeihen auf anderem Boden. Wie kommt das?

Zöllner und Sünder gehören nun mal nicht in die Gemeinde. Wer verpflanzt schon einen Ganoven in den Lionsclub? Wer setzt schon einen Schurken in die Hautevolee? Wer zieht schon einen miesen Typ in die oberen Zehntausend? In die Gemeinde gehören nur Menschen erster Güte- und Spitzenklasse.

Aber Gott wird von niemandem umgestimmt: »Meine Gemeinde ist kein Mustergarten. Privilegien habe ich nie verteilt. Exklusivrechte habe ich nie ausgegeben. Ausschließlichkeitsansprüche habe ich nie angenommen. Auch Zöllner und Sünder dürfen leben. Hier ist Platz für alle.« Es gibt gar niemanden, dem das Platzrecht in der Gemeinde Jesu streitig gemacht werden könnte.



ARNO91

Gottesdienst

Gottesdienst – wie ist das? Einer besinnt sich und meint: »Gottesdienst ist wie Pause. Ich bin ein geselliger Mensch. Zu Hause hocke ich alleine. Nachbarn wollen nichts wissen. Im Betrieb kenne ich nur sture Gesellen. Aber in der Kirche ist es anders. Dort treffe ich lauter sympathische Leute, die dieselbe Blutgruppe wie ich haben. Mit denen kann ich frei und offen reden. Nett sind diese Begegnungen, einfach nett. Gottesdienst ist wie Pause.«

Aber genau das prangert der Prophet an: »Ich bin euren Sonntagen gram, wenn ihr sie nur zu Sprechtagen macht. Ich mag eure Versammlungen nicht riechen, wenn ihr sie nur zu Pausengesprächen nutzt. Suchet Gott, so werdet ihr leben!«

Dann meint ein anderer: »Gottesdienst ist wie Handel. Ich bin ein berechnender Mensch. Der Gottesdienstbesuch kostet mich eine Runde Schlaf, zwei Stunden Zeit und eine ordentliche Kollekte am Ausgang. Bei so viel Opfer kann sich Gott nicht lumpen lassen. Eine Hand wäscht die andere. Ich will zwar nicht unverschämt sein, aber weniger Schmerzen im Fuß und mehr Freude an meinem Filius darf ich doch wohl erwarten. Gottesdienst ist wie Handel.«

Aber genau das prangert der Prophet wieder an: »Ich habe kein Gefallen an euren Opfern, wenn ihr sie nur als Handelsware einsetzt. Ich mag eure Gaben nicht riechen, wenn ihr sie nur als Zahlungsmittel ansieht. Sucht nicht zuerst Schmerzfreiheit und Lustgewinn und Glücksgefühle. Suchet Gott, so werdet ihr leben!«

Schließlich meint ein dritter: »Gottesdienst ist wie Musik. Ich bin ein musikalischer Mensch. Ums Leben gern höre ich Bach und Mendelssohn. Die Klassiker bauen mich

auf. Seit die Konzertmieten so unverschämt teuer geworden sind, gehe ich zur Kirche. Erstklassige Darbietungen bei freiem Eintritt. Bei solch hohem Niveau nehme ich auch eine Predigt in Kauf, Gottesdienst ist wie Musik.«

Aber genau das prangert der Prophet noch einmal an: »Ich mag eure Harfen nicht hören, wenn ihr nur schöne Töne hören wollt. Ich bin total verstimmt, wenn ihr nur eure Instrumente stimmt. Sucht nicht zuerst Kenner und Könner und Künstler. Suchet Gott, so werdet ihr leben!«

Neinsager

Die Nacht ist vorüber. Der Morgen dämmt herauf. Ein neuer Tag beginnt. Der Vater denkt an seinen Weinberg, der so groß ist wie die Welt. »Mein Sohn, geh und arbeite im Weinberg!« Und der sagt: »Nein, das fällt mir nicht ein. Nein, gewiß nicht, das würde mir gerade noch fehlen. Nein, selbstverständlich nein, das ist doch keine Arbeit für einen jungen Menschen.«

Also ein klares, deutliches, unüberhörbares Nein, so wie wir es von der Dame an der Haustür hören, die vom Pfarrer zum 70. Geburtstag besucht wird: »Nein, danke für Ihren Besuch, aber ich brauche keinen Gott!« Oder so, wie wir es in einem Brief lesen können: »Ich will mit dem Gott nichts mehr zu tun haben, den mir meine Mama mit jedem Löffel Brei in den Mund stecken wollte.« Oder so, wie es in der »Internationalen« klingt: »Es rettet uns kein höheres Wesen, kein Gott, kein Kaiser, kein Tribun.«

»Und der Sohn antwortete dem Vater: Nein!« Und dann – ging er doch hin. Es reute ihn. Er drehte um. Sei-

ne Antwort hat ihm leid getan. Der Neinsager ist zum Jatuer geworden, genau wie der Zöllner Zachäus, der die Leute nach Strich und Faden ausnahm und dann auf einmal mit seinem Geld eine Steuerrückzahlungsaktion in Szene setzte, die den Leuten den Atem verschlug. Oder genau wie die namenlose Dame, die im dunklen Gewerbe ihr Geld verdiente und dann auf einmal eine Salbung des Herrn veranstaltete, die die Pharisäer auf die Palme brachte. Oder genau wie viele kaputte Typen, die sich keinen Deut um Gott und die Welt scherten und dann auf einmal umkehrten und ein anderes Leben begannen.

Das ist das Wunder der Buße, das immer wieder dort passiert, wo Menschen sich ihres Vaters erinnern. Nichts ist in unserem Leben eben so, wie es ist. Jeder kann seinem Leben einen neuen Dreh geben. Der Vater spielte ja nicht die beleidigte Leberwurst und wollte von seinem Trotzkopf nichts mehr wissen. Nein, er freute sich an diesem Spätheimkehrer und nahm seinen Dienst gerne an. Für das Ja ist es nicht zu spät. Heute kann aus dem Neinsager ein Jatuer werden, der ins Reich Gottes kommt.

Hand

Frau Potiphar wollte mit einer kleinen Romanze etwas zündeln, ein bißchen Glut entfachen, neue Wärme in ihr Leben bringen. Vielleicht könnte eine kleine Liebelei der großen Liebe wieder aufhelfen. Ein Seitensprung muß doch dem Glück auf die Sprünge helfen. Und so nützte

dieses aalglatte Weib einen günstigen Moment, um nach dem jungen Joseph zu greifen: Leg dich zu mir!

Aber er weigerte sich. Nicht: Er wollte nicht. Josephs Blut kochte genauso wie unser Blut, wenn es Schlangen darauf anlegen, uns zu umringen. Er war kein Frauenverächter. Josephs Augen waren genauso geblendet wie unsere Augen, wenn wir schmutzige Illustrierte und gemeine Werbespots anschauen. Joseph war kein Tugendbold. Josephs Ohren waren genau so geschmeichelt wie unsere Ohren, wenn uns einer zuflüstert: Du bist attraktiv!

Joseph war kein Bravourstück männlicher Standfestigkeit. Natürlich wollte er, so wie jeder junge Mann will, aber er weigerte sich. Er riß sich los. Er haute ab. Das war der schwerste Kampf, den er gegen sich selbst führte. Sein Gewand blieb als Beweisstück in den Händen der Schlange. Er setzte nicht nur seinen Job, nicht nur seine Karriere, er setzte sein ganzes Leben aufs Spiel. Lieber mit Gott im Gefängnis als ohne ihn ein high life. Lieber mit Ehren im Knast als ehrlos in schwülen Salons. Lieber schutzlos als gottlos.

Das meint Jesus, wenn er sagt: »Wenn dich deine rechte Hand verführt, so hau sie ab!« Es gibt keinen Platz, wo wir wind- und wettergeschützt unseren Glauben leben könnten. Überall hören wir jene schmeichelhafte Stimme: Leg dich zu mir. Mach dir nichts draus! Und Jesus sagt: Du gehörst mir. Wer zum Subjekt Gottes befördert worden ist, läßt sich nicht mehr zum Objekt der Menschen degradieren. Wer zum Kind Gottes geadelt wurde, ist sich als Liebesknecht oder Schmusekatze zu schade. Die losgerissene Hand war Josephs Glück.

Vorsätze

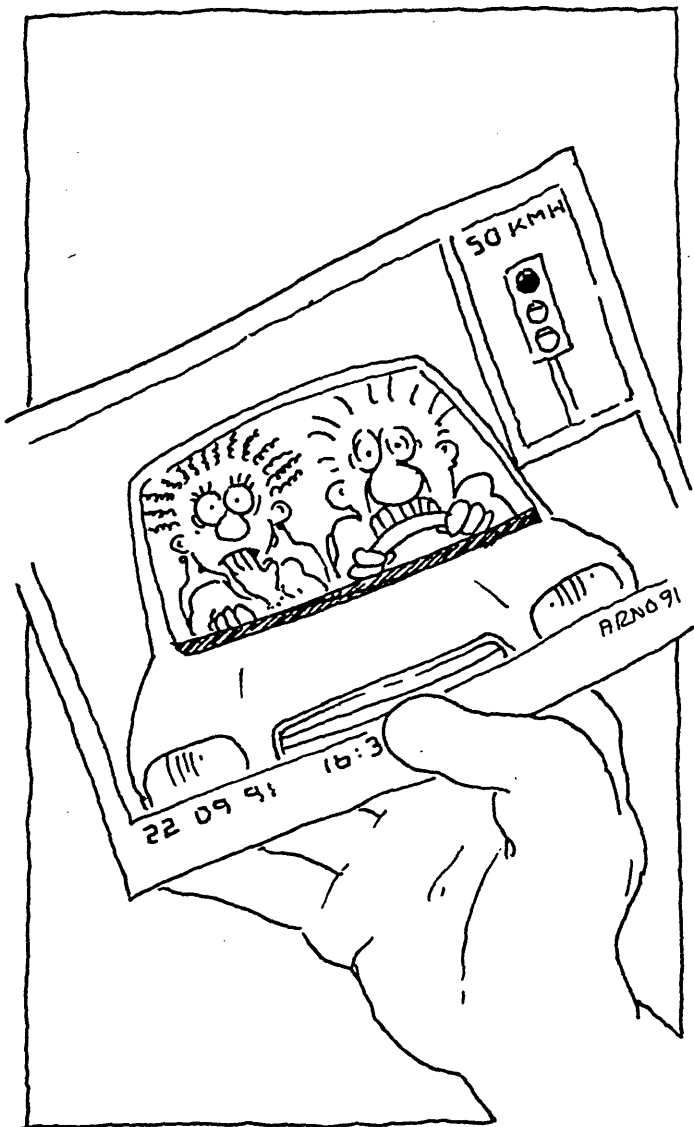
Gute Vorsätze sind nützlich. Ich wollte ein vorbildlicher Verkehrsteilnehmer sein. Jedermann sollte erkennen, wie großartig ich mich auf der Straße bewege. Verkehrssünder – ich nicht!

Mit meinem Wagen hielt ich mich an die 50-km-Marke. Jede Oma winkte ich freundlich über die Straße. Keinem Hund schnitt ich die Vorfahrt. Und dann fuhr ich mit meinem randvollen Familienbus über den Albplatz. Plötzlich zuckte ein Blitz. Im Auto wurde es taghell. »Was war das?« schrie die Brut. Ich wurde schulmeisterlich. »Lernt ihr denn überhaupt nichts mehr in der Schule? Ein Erstklässler weiß das schon. Das war ein Wintergewitter. Zusammenprall von verschiedenen temperierten Luftmassen. Ein Blitz aus heiterem Winterhimmel.«

Aber vier Wochen später schlug der Blitz ein, als ein Strafzettel über 100 Mark ins Haus flatterte: Bei Rot über die Ampel. Ich wurde blitzwütend über dieses Geblitze der Polizei, aber es nützte nichts. Trotz aller guter Vorsätze blieb ich der alte Verkehrssünder, der immer wieder erappt wird.

Immer bleiben wir der Sünde, dem alten Schlendrian in uns treu, egal was wir uns vornehmen. Der Teufel macht sich einen Spaß daraus, uns mit hämischem Grinsen jene Bilder unter die Augen zu halten, die er von uns geblitzt hat: Den hast du geschnitten. Die hast du überfahren. Jene hast du in den Graben gedrückt. Klare Gebote glatt mißachtet!

Wir wären verloren, wenn, ja wenn nicht über dieser Welt noch ein ganz anderes Licht aufgegangen wäre. Von dem auferstandenen Christus heißt es: Seine Gestalt war ein Blitz, heller als tausend Sonnen, nicht mehr in Watt



oder Lumen anzugeben, ein gleißendes Licht. Und dieses Licht ist so hell, daß es alle Bilder, die der Teufel von uns schießt, glatt überlichtet. Im Lichte Jesu ist keine Sünde mehr zu erkennen.

Deshalb gibt es nur einen Vorsatz, der uns helfen kann! »Suche Jesum und sein Licht, alles andere hilft dir nicht.«

Hammer

Mitten auf der Landstraße galoppierte er. Als Abwehrspezialist wollte er seine Razzia gegen die Christensekte bis nach Damaskus ausdehnen. Saulus hatte seinen Kopf in den Nacken geworfen – und auf einmal war er selbst vom Pferd geworfen. »Saul, Saul, was verfolgst du mich?« Dieses Wort traf ihn wie der Hammer. Er taumelte, verlor jede Orientierung, stürzte vom hohen Roß und blieb im Staub liegen. Nicht nur seine freche Stirn war getroffen, nicht nur sein Großmaul war gestopft, auch sein felsenfestes Herz war im Eimer. Das Wort hatte durchschlagende Wirkung. Knapp außerhalb Ortsetters lag ein Wrack, ein Trümmerhaufen, ein Totalschaden des alten Menschen.

Seither hat diese Wirkung nicht nachgelassen. Gottes Wort holt uns von jedem hohen Roß. Der eine sitzt auf seiner Vernunft, die Maß- und Richtschnur für ihn ist. Der andere trabt mit einer Frömmigkeit daher, die fadenscheinig und zerschissen ist. Der dritte sitzt fest im Sattel der Rechtschaffenheit, die recht tut und niemand scheut. Der vierte reitet die alte Tour, daß Religion Opium des Volkes sei. Alle miteinander sind wir stolze Reiter, die gerne den Kopf hoch tragen. Deshalb trifft uns Gottes Wort auf den Kopf.

Wer Gottes Wort wirklich hört, der taumelt und stürzt. Wer Gottes Wort wirklich versteht, der ist am Boden. Wer Gottes Wort wirklich spürt, der gehört zum alten Eisen. Verspüren wir nichts von dieser Gewalt, dann ist zu fragen, ob wir das Wort Gottes wirklich schon vernommen haben. Ein Gott, der uns weiterträumen ließe, wäre nicht der lebendige Gott. Paulus stammelte: »Ich elender Mensch.« Andere klagten: »Ich zerschlagene Kreatur.« Vielen kam es über die Lippen: »Ich bin am Ende.« Und wenn wir auch anfangen, die ganze Bibel zu lesen und nicht nur ein paar Lieblingsverse, verstehen wir Kierkegaard, der gesagt hat: »Menschen von solchem Kaliber, die das aushalten, werden nicht mehr geboren.« Erst total geschädigte Menschen können dann auch das andere begreifen: »Ist jemand in Christus, so ist er eine neue Kreatur.«

Fliegen

Irgendwo habe ich jene kleine Geschichte gelesen, die ich weitererzählen will. Ein Mann fing im Wald einen jungen Adler, brachte ihn heim und steckte ihn in den Hühnerstall. Dort lebte er wie ein Huhn. Dort fraß er wie ein Huhn. Dort stritt er wie ein Huhn. Der König der Lüfte war klein und häßlich geworden.

Und dann kam ein Besucher auf den Hof, sah das Tier hinter dem Maschendraht und sagte: »Der Vogel dort ist kein Huhn, das ist ein Adler!« »Ja,« sagte der Besitzer, »du hast recht, aber ich habe ihn als Huhn erzogen, und jetzt ist er kein Adler mehr, sondern ein Huhn.« Der andere schüttelte ungläubig den Kopf, und darauf beschlossen sie, eine Probe zu machen.

Der Besitzer holte den Adler aus dem Stall, hob ihn in die Höhe und rief beschwörend: »Adler, flieg!« Aber das verschreckte Tier saß auf der hochgereckten Faust, blickte um sich, sah die Hühner nach ihren Körnern picken und sprang zu ihnen hinunter. »Siehst du«, sagte der Mann, »ich hab's dir gesagt, das ist ein Huhn.«

»Erlaube mir noch einen Versuch«, sagte der andere, nahm den Adler, brachte ihn hinaus an den Fuß eines hohen Berges. Die Sonne stieg gerade auf und vergoldete die Zinnen. Er hob den Adler und sagte: »Adler, flieg!« Aber der Adler blickte um sich, zitterte und blieb sitzen. Da ließ ihn der Mann direkt in die Sonne schauen, und plötzlich breitete der Vogel seine Flügel aus, erhob sich mit dem Schrei eines Adlers, flog höher und höher und zog majestätisch davon.

Da mögen sie zu uns sagen: »Du bist doch ein armes Hühnchen. Du wirst nie ein großes Tier werden. Dir haben sie die Gefangenenmentalität anezogen.« Trotzdem: Erdenzwerge müssen wir nicht bleiben. Die Bibel will nichts anderes, als uns die göttliche Sonne zeigen. An Ostern ist sie endgültig aufgegangen. Auch heute steht sie golden am Himmel.

Am liebsten würde ich jeden Kopf direkt in diese Sonne halten und sagen: »Mensch, flieg doch! Du kannst es packen. Du kannst Fallwinden widerstehen, du kannst Abgründe überqueren, du kannst ans Ziel kommen.« »Wer auf den Herrn harret, kriegt neue Kraft, daß er auffährt mit Flügeln wie Adler.«

Wenige

Ich sehe, wie die Hirten über die Hügel marschieren. Der Älteste schreitet vorneweg, und die Jüngeren stolpern hinterdrein. Es ist eine bescheidene Gruppe. Eins, zwei, drei, vier, fünf, mehr sind es gar nicht. Es ist eine bescheidene Gruppe. Eigentlich gibt es Hunderte Hirten in der Gegend, aber nur eine Handvoll hat sich aufgemacht. Dem Ruben war es zu weit. Dem Jubal war es zu spät. Dem Rufus war es zu kalt. Dem Terach war es zu dumm. Es mag sie geschmerzt haben, daß nur so wenige die Botschaft ernst nahmen. Gemeinsam wäre es schöner gewesen.

Aber sie brechen auf und halten auf Bethlehem zu. Einsam ziehen sie ihres Weges. So wie Jesus, der mit einer kleinen Truppe nach Jerusalem wanderte. So wie Paulus, der nur mit ein paar Getreuen über das Gebirge zog. So wie Luther, der nur mit wenigen Gesellen aus seiner Kirche hinausmarschierte.

Wer zum Weihnachtsoratorium geht, der muß sich frühzeitig Karten besorgen. Wer zum Weihnachtseinkauf geht, der muß sich mit starken Rippen und harten Ellenbogen wappnen. Wer zum Weihnachtsmarkt geht, der muß sich im Gedränge vor einer Glühweindusche hüten. Wer aber zur Weihnachtskrippe geht, muß sich mit einer bescheidenen Gesellschaft begnügen. 5 im Schülerkreis, 8 im Jugendkreis, 15 im Posaunenchor. Eigentlich gibt es Hunderte, Tausende Leute aus der Gegend, aber nur eine Handvoll macht sich auf. Den anderen ist es zu langweilig, zu muffig, einfach zu dumm. Doch, es tut weh, wenn es nur wenige sind. Gemeinsam wäre es schöner.

Aber Jesus sagt: Wenige sind es. Wenige sind es, die gehen. Wenige sind es, die den Weg finden. Wer den Weg nach Bethlehem gehen will, der muß den Mut haben, ein einzel-

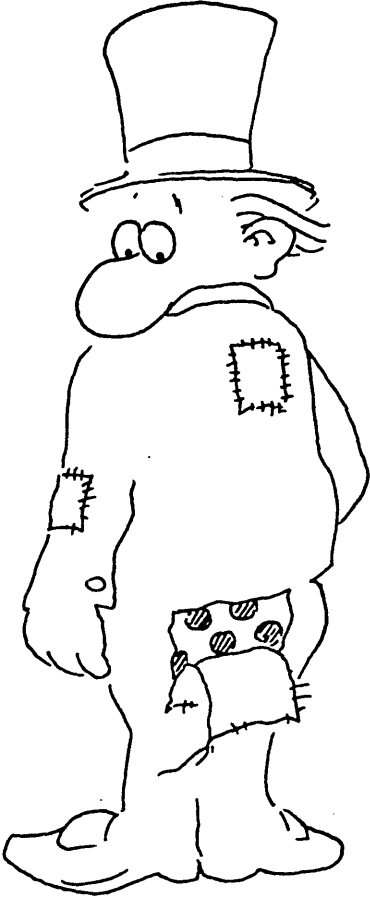
ner zu sein, der muß um den Mut bitten, ein Einsamer zu sein, der muß den Wappenspruch jener französischen Adelsfamilie tragen: »Si omnes, ego non« – wenn auch alle, ich nicht. Wenn auch alle auf dieses Kind verzichten wollen, ich nicht. Ich brauche es. Ich suche es. Ich finde es.

Flickerei

Ein glänzendes Fest. Alle haben sich in Schale geworfen. Eine piekfeine Gesellschaft. Nur einer fällt aus dem Rahmen. Er hat den alten Sabatter aus dem Schrank geholt, jenen Frack, mit dem schon der Opa die Oma vor den Traualtar geführt hat. Leider waren die Knie durch, die Ellbogen durchgescheuert und der Kragen abgewetzt. Aber weil das Ding saß und die Nummer stimmte, machte er sich ans Reparieren. Aus einem neuen Stück Tuch wurden passende Flecken geschnitten und kurzerhand daraufgenäht.

Mit diesem Hochzeiter, der mehr einem Fleckenteppich als einem Festgewand glich, erschien er bei Tisch. »Unmöglich«, tuschelten die Tischdamen, »nichts gegen Fräcke, aber Festtagsgarderoben vertragen keine Flickerei. Neue Fetzen auf einem alten Tuch sind Krampf. Was ist das für ein Mensch, der sich so unter die Leute traut?«

Jesus bezeichnet sich einmal als neues Kleid. Deshalb kann Paulus von »Jesus anziehen« oder »von ihm überkleidet werden« reden. Viele haben diesen Kleiderwechsel vollzogen, indem sie ihren schmutzigen Alltagskittel an den Nagel hängten und in Jesus hineinschlüpfen. Aber manche tun es diesem Flickschuster gleich. Ihr frommes Gewand stammt aus Opas Zeiten und riecht schon nach Mottenkugeln wie ein alter Frack. Leider ist alles fadenscheinig ge-



worden. Aber weil es so bequem sitzt und nirgends drückt, machen sie sich ans Reparieren.

Ein Fetzen der Friedensbotschaft Jesu und ein Eckchen der Bergpredigt Jesu und ein Lappen der Freiheitsbotschaft Jesu wird herausgeschnitten und kurzerhand auf das alte, fromme Mäntelchen aufgenäht. Ein Stück von Jesus, wenigstens so groß wie ein Herzchen oder ein Friedenstäubchen, möchte jeder gerne haben. Und mit diesem Fleckenteppichglauben erscheinen sie bei Tisch.

Aber der Tischherr Jesus will das vom Tisch haben. Das Festtagsgewand soll neu sein. Er bietet es an. Der Glaube verträgt keine Flickerei, und der Glaubende darf kein Flickschuster sein. Jesus will uns so einkleiden, daß wir uns sehen lassen können.

Mund

Wohl war er nie auf den Mund gefallen. Sein Meister litt immer wieder an seinem fixen Mundwerk. In Gethsemane bekam er sogar eins auf seine große Klappe, als er mit dem Säbel wild durch die Gegend fuchtelte. Aber im Hof des hohepriesterlichen Palastes wurde er ganz klein und mickrig. Nicht einmal vor der Magd mit dem Putzeimer wagte er ein wahres Wort. »Ich kenne diesen Typ nicht«, so hat er gesagt.

Genau dieser feige, verängstigte Petrus aber steht am Pfingstmorgen vor der Menge und sagt den Leuten ins Gesicht: »Diesen Jesus, den ihr gekreuzigt habt, hat Gott zum Herrn und Christus gemacht.«

Welchen Mut hat sich dieser Mann angetrunken, solche Wahrheit vor der ganzen Menge vom Stapel zu lassen? Wel-

che Ego-Behandlung hat er durchgemacht, solche Wahrheit unverblümt erbosten Menschen entgegenzuhalten? Welche seelischen Klimmzüge hat er fertiggebracht, solche Wahrheit ohne Rücksicht auf Verlust an die Öffentlichkeit zu bringen?

Nichts von alledem. Das war kein Mannesmut und keine Therapie und kein Klimmzug, sondern das Wunder des Heiligen Geistes, der einen schwachen Menschen zum Zeugen seiner Sache bestellt. Immer ist das so, daß dieser Geist Leute befähigt, in aller Schlichtheit und Direktheit weiterzusagen: Jesus ist Christus!

Es lebt keiner, dem der Heilige Geist nicht die Zunge lupfen will: dem Jugendleiter, der die Andacht bei der Gruppenstunde gestrichen hat, dem Schüler, der in der Klasse zu allem ja und amen sagt, dem Azubi, der an der Werkbank mit den Wölfen heult, dem Zeitgenossen, der sich lieber die Zunge abbeißt. Aus stummen Leuten sollen fröhliche Zeugen werden, die den Mund nicht mehr halten können über diese Botschaft: Jesus ist Christus.

Blaulichtaktion

Abschied auf dem Berg. Keine Dankadresse für geleistete Arbeit. Keine Kapelle mit dem großen Zapfenstreich. Kein Händedruck und ein paar Krokodilstränen. Jesus befördert nie in den Ruhestand, sondern setzt neu in Marsch: »Geht hin, lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe!«

Jesus sagt also zu den Elf nicht: Ihr müßt analysieren, wie sich die Dinge nach meinem Weggang entwickeln. Ihr müßt dialogisieren, wie sich Wahrheitsmomente des Kai-

serkultes in eure Religion einbauen lassen. Ihr müßt diskutieren, ob Mission überhaupt noch dran ist.

Aber Jesus sagt: Proklamiert, alarmiert, missioniert! Redet, taufet, lehret! Glaube ist doch keine Privatsache oder Ansichtssache oder Geschmacksache, sondern Eilsache. Warum?

Nehmen wir an, ein Mann stürzt in den Strom. Hilflos treibt er in den Wellen. Nur noch eine kurze Zeit trennt ihn vom sicheren Tod. Dann taucht ein Helfer am Ufer auf. Wird er analysieren, wie giftig das Wasser ist? Wird er diagnostizieren, wie sich Erfahrungsmomente eines Ertrinkenden bei einem Ufergänger verarbeiten lassen? Wird er diskutieren, ob jetzt Rettung überhaupt dran ist? Nein, er wird ein Seil hineinwerfen und rufen: Halt dich fest!

So sind Menschen in den Strom der Sünde gestürzt, der sich ein breites Bett durch unsere Welt gerissen hat. Hilflos treiben sie in den Wellen. Nur noch eine bemessene Zeit trennt sie vom ewigen Tod. Können wir denn anders, als mit der Taufe das Seil der Liebe Gottes hineinwerfen und den Mund auf tun: Halt dich fest! Der du keinen Boden mehr unter die Füße bekommst: Halt dich fest! Der du vor lauter Aufgaben nur noch schwimmst: Halt dich fest! Der du im Strudel der Ängste nach unten gezogen wirst: Halt dich fest!

Wenn Jesus sagt: Lehret sie halten, dann heißt das zuerst: Lehret sie festhalten. Es gibt eine Chance, dem Sog zu entkommen. Das Seil der Liebe Gottes ist in Jesus Christus geworfen. In der Taufe wird es handgreiflich. Weil Jesus befiehlt: Lehret sie halten, deshalb können wir den Mund nicht mehr halten. Mission ist Blaulichtaktion zur Rettung der Menschen.

Bürgerschaft

Wenn ich in London geboren bin, dann habe ich die englische Staatsbürgerschaft. Wenn ich in Marseille geboren bin, dann habe ich die französische Staatsbürgerschaft. Und wenn ich in Jesus wiedergeboren bin, habe ich die himmlische Bürgerschaft dazu.

Nun lesen wir bei Nietzsche im Zarathustra: »Glaubt denen nicht, die von überirdischen Hoffnungen reden.«

Nun lesen wir bei Goethe im Faust: »Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt.«

Nun lesen wir bei Brecht im Galilei: »Heute ist der 6.1.1610; der Mensch trägt in sein Journal ein: Es gibt keinen Himmel mehr.«

Wir müssen aber wieder bei den Evangelisten und Aposteln in der Bibel nachlesen: Dort heißt es bei der Geburt Jesu über dem Feld Bethlehems: »Als bald war da bei dem Engel die Menge der himmlischen Heerscharen.« Und bei der Taufe Jesu am Jordanfluß wird berichtet, daß sich »der Himmel auf tat und der Heilige Geist herabfuhr wie eine Taube«. Und bei der Speisung der 5 000 am Seeufer lesen wir, daß »er Brot und Fische in die Hand nahm, auf sah gen Himmel und dankte«. Und beim Abschied auf dem Ölberg geschah es, daß er seine Jünger segnete und auf gen Himmel fuhr.

Jesu ganzes Leben war wie ein großer Bogen, der im Himmel begann, 33 Jahre die Erde berührte und dann wieder in den Himmel einmündete: Wunderanfang – herrlich Ende!

Auch wenn es kein Fernglas gibt, das diesen Ort ausmachen könnte, auch wenn es keinen Raumflug gibt, der diesen Ort erreichen könnte, auch wenn es keine Astronomie gibt, die diesen Ort erdenken könnte, so kann uns doch

niemand und nichts die Gewißheit nehmen, daß es einen Himmel gibt, ein Aufatmen nach allen Kämpfen und Krämpfen, ein Aufschnaufen nach Mühen und Lasten, ein Ausruhen daheim beim Vater. Jesus ist der Garant dafür, daß dies stimmt: Unsere Bürgerschaft ist im Himmel.

Weiß

Laodicea war Einkaufsstadt. Bazare, Kaufläden, Shops reihten sich eng aneinander. Angebote gab es in Hülle und Fülle. Aber der Renner auf dem Markt war die »Trimata«, ein baumwollenes Obergewand, das die Modeboutiquen zu gesalzenen Preisen anboten. Die rund um die Stadt weidenden Schafe lieferten die tiefschwarz glänzende Wolle, und die in der Stadt ansässige Industrie fertigte den modisch teuren Stoff. Deshalb waren die Tweens in schwarz gestylt und die Snobs in schwarz gekleidet und die Ladys in schwarz gehüllt. Jeder war heiß auf dieses Schwarz.

Und an die Türen dieser Modebewußten klopft einer. Unaufdringlich packt er seinen Stoff aus: »Weiß, das jedem paßt. Weiß, das jedem steht. Weiß, das jeden festlich kleidet. Ich rate dir, kauf bei mir!«

So sagt es der Herr, weil kein noch so teurer und schickker Stoff unsere Sünden zudecken kann. Trotz Brokat sind wir vor Gott nackt. Trotz englischem Tuch sind wir vor Gott bloß. Trotz Samt und Seide sind wir vor Gott total aufgedeckt. Es gibt keine Kreation, hinter der wir uns verstecken könnten.

Dieser Herr will uns nicht unbekleidet stehen lassen. So wie der Pharao den Joseph mit kostbarer Leinwand einkleidete, so wie ein Belsazar den Daniel mit reinem Purpur

ausstattete, so wie der Vater den verlorenen Sohn mit dem besten Kleid herausputzte, so bietet er jedem das weiße Kleid der Gerechtigkeit an. Im Blut des Karfreitags ist es gewaschen, im Licht des Ostertags gebleicht, im Glanz des Himmelfahrtsfestes strahlend hell geworden.

Dieses Weiß paßt jedem, weil es unserer Natur angepaßt ist. Dieses Weiß steht jedem, weil es als Deckweiß unsere schändlichen Stellen zudeckt. Dieses Weiß kleidet jeden festlich, weil nur diese Farbe beim letzten Abendmahl zugelassen ist. Keiner soll am Schluß ausgeschlossen sein, deshalb klopft er an unsere Tür: »Ich rate dir, kauf bei mir.«

Rechnen

Eine junge Frau wartet auf ihr erstes Kind. Sollte Kinderlosigkeit auch ihr schweres Schicksal sein? Dann eröffnet ihr der Arzt, daß sie guter Hoffnung sei. Die schweren Gedanken sind wie weggeblasen. Eine neue Sicht tut sich vor ihr auf. Und wenn nach neun Monaten die schweren Wehen einsetzen, mit was rechnet sie dann? Doch nicht mit dem Ende ihres Lebens, sondern mit dem Anfang eines neuen Lebens. Ihre Freude ist nicht mehr zu bremsen. Wehen sind Vorzeichen, nicht Warnzeichen.

Oder ein verschütteter Arbeiter wartet auf seine Befreiung. Sollte schon in der Mitte des Lebens das Ende gekommen sein? Dann hört er Raupenbagger und Hammerschläge. Eine gewaltige Hoffnung keimt in ihm auf. Und als nach weiteren Stunden Steine von der Decke bröckeln, mit was rechnet er dann? Doch nicht mit dem Ende seines Lebens, sondern mit dem Anfang eines neuen Lebens. Sei-

ne überschäumende Freude ist nicht mehr zu stoppen. Steinschläge sind Vorzeichen, nicht Warnzeichen.

So ist das mit den Christen auch. Zeitlebens warten sie auf die Erlösung. Sollte die Gefangenschaft in Leid und Schuld wie ein ewiges Gewinde in unser Leben eingeschliffen sein? Dann erleben wir Katastrophen globalen Ausmaßes. Das Herz pocht merklich höher. Der Welthorizont ist mit einem Schlag verändert. Und wenn dann Kriege und Krisen und Zweifel und Verzweiflungen kommen, mit was rechnen wir dann? Doch nicht mit dem Ende unseres Lebens, sondern mit dem Anfang des neuen Lebens. Die alles überschwemmende Freude ist nicht mehr aufzuhalten. Schrecken sind Vorzeichen, nicht Warnzeichen.

Notorische Schwarzmaler können biblisch nicht auf drei zählen. Verbiesterte Apokalyptiker sind immer schon Schwachmathikusse gewesen. Lärmende Unheilspropheten haben von der Mathematik des Reiches Gottes keinen blauen Dunst. Rechnet schlicht und einfach mit dem kommenden Herrn, denn wer mit ihm rechnet, verrechnet sich nie.

Zelt

Kanaan – was für ein Landstrich! Im Norden der See, im Süden das Meer, östlich und westlich fruchtbare Felder und Auen. Wirklich ein Land, in dem Milch und Honig fließen. Und dort, nach langen Irrungen und Wirrungen, kommt Abraham an, der Ausländer auf Befehl.

Natürlich fängt er an zu bauen, so wie alle Einwanderer zu bauen beginnen. Aber was baut er? Einen Stall für das Vieh, eine Scheune für das Futter, ein Dach für die liebe



ARNO91

Verwandtschaft – oder gar eine Schule für Analphabeten, ein Spital für Leprakranke, ein Entwicklungszentrum für Arbeitslose?

Statt dessen treibt er Heringe in den Boden, spannt Seile über den Platz und legt Teppiche darüber. Abraham baut ein Zelt, und Abraham wohnt im Zelt. Kein Quadratmeter Erde ist sein Eigentum. Abraham ist Zelter, Camper, Fremder, so wie es der auch ist, von dem berichtet wird, daß er im Gegensatz zu Füchsen und Vögeln keine Grube und kein Nest gehabt habe. Jesus hatte nichts, wo er seinen Kopf hinlegen konnte. Am Schluß setzten sie ihn in einem geliehenen Grab bei.

Über das Fremdsein, Campersein, Zeltersein kommen wir nicht hinaus. Unser Haus, das wir mit Schweiß gebaut haben, ist Zelt, das wir verlassen müssen. Unsere Wohnung, die wir so toll eingerichtet haben, ist Zelt, das wir hinter uns lassen müssen. Unser Leben, das wir mit Stolz präsentieren, ist Zelt, das wir einmal verlieren. »Ich weiß, daß ich meine Hütte bald verlassen muß«, weiß Petrus. Wissen wir das auch?

Wo sind unter uns die fröhlichen Fremden, die in dieser Welt nicht mehr wollen als zwei Quadratmeter fürs Grab, weil sie außer Gott von keinem Glück wissen wollen? Wo sind unter uns die getrosteten Camper, die in diesem Leben nicht mehr wünschen als einen Standplatz, weil sie sich bei Gott eine ewige Wohnung versprechen? Wo sind unter uns die zuversichtlichen Zelter, die auf dieser Erde nicht mehr beanspruchen als einen Mietvertrag auf Zeit, weil sie mit der Ewigkeit rechnen?

Klugheit

»Hallo Konrad«, sagte die Stimme am Telefon: »Du erinnerst dich an Johannes und Birgit?« Und wie ich mich erinnerte: Traumphochzeit mit Riesenfete. »Du weißt auch, daß sie Zwillinge erwarteten?!« Natürlich wußte ich von diesem großen Geheimnis, Kinderglück im Zweierpack. »Heute nacht sind sie geboren, zwei süße Mädchen, beide tot.« Die Stimme am Telefon versagte.

Wir mögen erst 9 Monate sein und die Sonne noch gar nicht gesehen haben, wir mögen erst 15 sein und noch feucht hinter den Ohren, wir mögen erst 30 sein und lebenslustig wie ein junger Hund: »Dieser Tag ist der erste Tag vom Rest deines Lebens.« Shakespeare hatte recht: »Nur Frist und Zeitgewinn ist unser Leben.« Wir sind nur zurückgestellt vom Sterben. Wir sind nur Urlauber vom Tod. Nichts ist so sicher wie der todsichere Tod.

Klugheit ist nicht dann, wenn ich im Abitur 14 Punkte schreibe. Das ist Begabung. Klugheit ist nicht dann, wenn ich auf Anhieb den Führerschein schaffe. Das ist Glücksache. Klugheit ist dann, wenn ich weiß, wie mein letztes Hemd aussieht. »Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden.«

Nun aber ist Jesus nicht im Grab geblieben. Am dritten Tag jagte er die Objektschützer davon. Er stand mitten unter ihnen und sagte: »Ich lebe, und ihr sollt auch leben.« Seit Ostern hat die Todeswand ein Loch. Seit Ostern ist der Tod tödlich verwundet. Seit Ostern geht es durch den Tod zum Leben.

Ein Christ weiß: Mein letztes Outfit ist kein Sterbehemd, sondern das weiße Kleid, das Jesus einmal seinen Leuten überstreifen wird. Ein Christ kann wegen des Auferstandenen hoffen.

Nichts

Petrus ist vom Fach. Das Fischen ist ihm nicht fremd. Deshalb geht er nicht ans Wasser, taucht einen Eimer unter und ruft über den See: »Auf geht's! Betätigt eure Kiemen! Bewegt eure Flossen! Alle Fische hierher!« Fische gehorchen nicht aufs Wort. Wer sie haben will, darf nicht am sicheren Ufer bleiben und kommandieren, sondern muß hinaus auf die hohe See und fangen.

So wie Petrus und seine sechsköpfige Crew, die das Boot besteigt, die Ruder betätigt, die Wellen kreuzt und das Netz auswirft. Und dann ist kein einziger Hering darin. Alle Fische sind durch die Maschen gegangen.

Das ist die schmerzliche Erfahrung des leeren Netzes, die auch Menschenfischern nicht erspart bleiben wird. Zum Beispiel Pfarrern und Mitarbeitern. Sie sind vom Fach. Das Predigen und Unterrichten ist ihnen nicht fremd. Deshalb werden sie nicht auf der Kanzel oder auf dem Podium bleiben und ihren jungen Leuten zurufen: »Auf geht's! Bestätigt eure Taufe! Bewegt eure Herzen! Alle Teens und Twens hierher!« Aber sie gehorchen nun einmal nicht aufs Wort. Wer sie haben will, darf nicht kommandieren, sondern muß ziehen. Draußen, auf den schlagenden Wellen von Zeit und Mode, wollen sie gefangen sein. Aber mit sechzehn oder zwanzig sind sie ganz weggetaucht. Junge Leute sind durch die Maschen gegangen.

Wir können es noch so gut gelernt haben, wir können es noch so geschickt anfangen, wir können es noch so perfekt zu Ende bringen, immer wieder ist alle Kraft und alle Mühe und aller Schweiß umsonst. Auch die schmerzliche Erfahrung des leeren Netzes gehört zur Wirklichkeit des Glaubens, die uns vor allem jenen Satz neu buchstabieren lehrt: »Ohne mich könnt ihr nichts tun.« Ohne mich könnt ihr

nichts fangen. Ohne mich könnt ihr nichts bringen. Ohne Jesus ist alles nichts.

Findling

Der Findling ist ein Fundstein, ein unförmiger Block, so wie wir ihn waggonweise auf Geröllhalden und in Steinbrüchen finden. Sagenerzähler behaupten zwar, daß solche Brocken einmal Wurfsteine der Riesen oder Schleudersteine des Teufels gewesen seien, aber Geologen wissen, daß es Teile der Schöpfung sind. Der Findling ist tot und hart und wertlos, so wie es nur ein Stein sein kann.

Findlinge sind übrig – bis zu dem Tag, an dem einer auftaucht, dem Steine nicht egal sind. Der sucht einen heraus und säubert ihn von allem Dreck. Dann behaut er ihn mit kräftigen Schlägen und gibt ihm eine lebendige Struktur. Schließlich bringt er ihn auf das Maß, das diesem Stein angemessen ist. Der Findling ist nicht wiederzuerkennen.

Auch der Mensch findet sich haufenweise auf dieser Erde. Auch wenn manche behaupten, daß er nur vom Schicksal an Land gespült worden sei, so wissen wir: Der Mensch ist Teil von Gottes Schöpfung. Aber von Natur aus ist er tot und hart und wertlos wie ein Stein. Der Mensch ist übrig bis zu dem Tag, an dem einer auf dem Feld auftaucht, dem Menschen nicht schnuppe sind. Der sucht einen heraus, säubert ihn liebevoll von allem Sündendreck. Warum verwechseln wir diesen Sammler immer wieder mit einem Schinder?

Dann behaut er ihn mit kräftigen Schlägen und gibt ihm eine eigene, unverwechselbare Struktur. Warum verwechseln wir solche Krankheitsschläge, Lebenskrisen oder

Berufsnöte mit unverständlichen Schicksalsschlägen, die der liebe Gott nicht zulassen darf? Calvin hat gesagt: »Es ist deine Hand, die mich schlägt.« Meine Niedergeschlagenheit – es ist deine Hand! Meine Traurigkeit – es ist deine Hand!

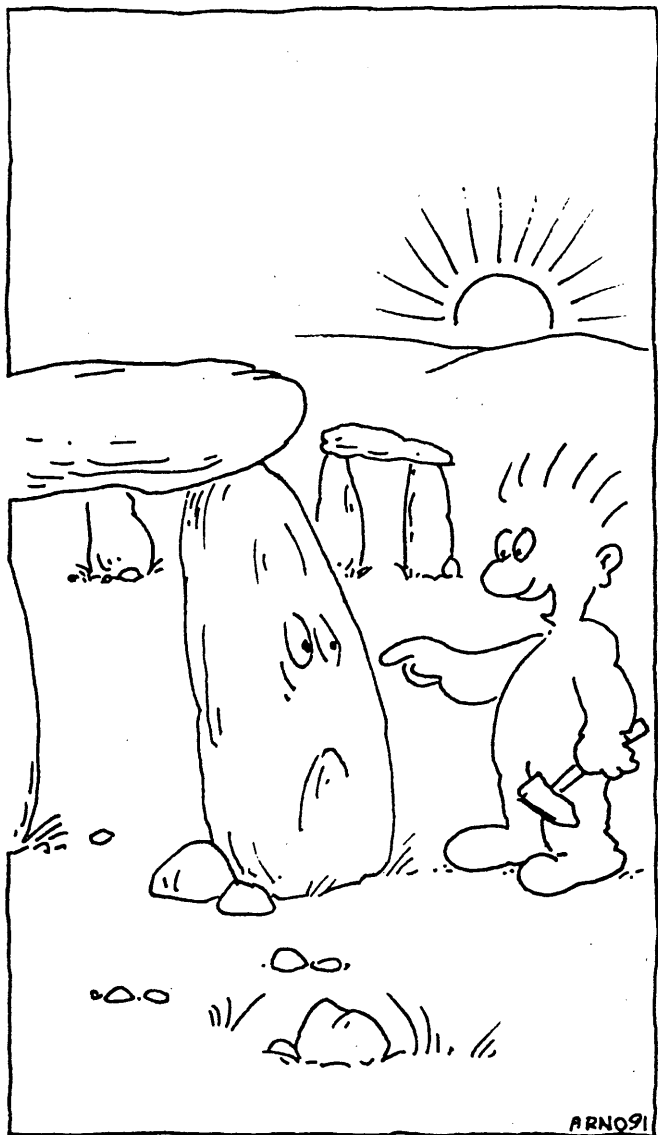
Schließlich bringt Jesus den Menschen auf das Maß des Kreuzes. Seine Maßnahmen in unserem Leben sind Maßnahmen am Kreuz, die jeden Menschen so bilden, daß er nicht wiederzuerkennen ist.

Lohn

Lohn ist kein unbiblischer Begriff. Die Entlohnung kann nicht unter den frommen Teppich gekehrt werden. Die Frage der Bezahlung ist auch beim Christsein eine Hauptfrage. »Jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert.« Dieses Wort Jesu gilt.

Nur kann der Lohn nicht darin bestehen, daß der Arbeiter 18 Mark pro Stunde auf die Hand bekommt. Unser Herr zahlt nicht in DM, auch nicht in Dollars, erst recht nicht in holländischen Gulden oder dänischen Kronen, sondern in »unvergänglicher Krone der Herrlichkeit«. Das ist die himmlische Währung, die keiner Kursschwankung unterworfen ist.

Wer sie kennenlernen will, der schaue bitte nicht nach den Kronen von Siegern, Königen oder Kaisern, sondern nach der Krone des Herrn. Sie ist nicht aus Gold gearbeitet. Sie ist nicht aus Platin getrieben. Sie ist nicht mit Edelsteinen besetzt. Nein, aus Dornen ist sie gearbeitet. Aus Dornen ist sie geflochten. Mit Dornen ist sie besetzt. Die Krone Jesu ist eine Dornenkrone. Eine an-



dere können und dürfen wir auch nicht erwarten.

Das Material, mit dem er uns krönen will, ist dornig. Aber unter seinen Händen wandelt es sich zum unvergleichlichen Schmuck.

So kommt es, daß unsere Niederlagen, die wir erleben, nicht dornige Erfahrungen bleiben, sondern goldenes Material der Krone werden. So kommt es, daß unsere Enttäuschungen, die wir erleben, nicht dornige Erlebnisse bleiben, sondern goldenes Material der Krone werden. So kommt es, daß unsere Rückschläge, die wir erleben, nicht dornige Widerfahrnisse bleiben, sondern goldenes Material der Krone werden.

Nichts ist so dornig, als daß es nicht zum goldenen Material werden könnte. Die Wandlung der Dornen in die Krone ist der Lohn dieses Herrn. Am Tag seiner Erscheinung wird auch noch dem Letzten dämmern: »Er gibt mehr Lohn, als man erwarten kann, kein kühler Trunk ist unvergolten geblieben. Er gibt dafür die ganze Segensflut. Der Herr ist gut.«

Wasserzeichen

Wir kennen ihn doch: Jona im Schiff. Auf einmal kommt Sturm auf. Wasser schlagen über Bord. Segel zerfetzen im Wind. Die Angst geht um wie ein Gespenst. Und immer, wenn die Angst umgeht, wird nach dem Schuldigen gesucht. Der Kapitän kann wirklich nichts dafür, daß der Kahn so wackelt. Und die Matrosen sind völlig schuldlos an dieser Misere. Und der Zahlmeister wäscht seine Hände in Unschuld. Aber Jona ist schuld. Jona ist verantwortlich. Jona ist der Sündenbock. Die Besatzung macht kurzen

Prozeß. Rohe Hände fassen zu und werfen ihn über Bord. Dann ist von Jona nichts mehr zu sehen.

So wie bei Jesus. Er ist auf dem Meer der Zeit. Auf einmal kommt Sturm. Menschen blähen sich auf. Seine Haut zerfetzt unter den Peitschenhieben. Die Angst geht um und damit die Suche nach dem Schuldigen. Der Hohepriester kann wirklich nichts dafür, daß das Volk so tobt. Und die Hohenpriester sind völlig schuldlos an diesem Desaster. Und Pilatus wäscht seine Hände in Unschuld. Aber Jesus ist schuld. Jesus ist verantwortlich. Jesus ist der Sündenbock. Die Menschen machen kurzen Prozeß. Rohe Hände fassen zu und nageln ihn fest. Dann ist von Jesus nichts mehr zu sehen.

Wir möchten gern Jesu Erhöhung sehen und erleben seine Erniedrigung. Wir möchten gern seine Aktion sehen und erleben seine Passion. Gott führt in die Tiefe, das ist das Wasserzeichen: Gott führt in die Tiefe!

Nicht jeder wird diesen schwersten Weg antreten müssen, aber für jeden gilt: »Nur wer sein Leben verliert, der wird es finden.« Wenn also Wellen hochgehen und wir diese Sturmzeichen fürchten, so können wir wissen: nicht Sturmzeichen, sondern Wasserzeichen. Und wenn Schmerzen kommen und wir vor diesen Krankheitszeichen zittern, so können wir wissen: nicht Krankheitszeichen, sondern Wasserzeichen. Und wenn Kräfte schwinden und wir vor diesen Todeszeichen erschrecken, so können wir wissen: nicht Todeszeichen, sondern Wasserzeichen. Gott führt in die Tiefe – aber auch wieder heraus.

Glück

Nachtstunden im Gefängnis sind lang. Paulus dachte an morgen. Vor ihm stand seine Gemeinde. Er hatte von Predigern gehört, die sich darüber ins Fäustchen lachten, daß dieser unbequeme Apostel und vielgerühmte Prediger aus dem Verkehr gezogen und auf Nummer Sicher gesetzt wurde. Nun konnten sie ihr eigenes, frommes Süppchen kochen und sich selbst ins rechte Licht setzen.

Wie wird es weitergehen? Vor Paulus stand seine Gesundheit. Er hatte schon lange diesen Schmerz im Leib, der nicht nachlassen wollte. Es gab bisher weder Diagnose, geschweige denn eine Therapie, die ihm Linderung verschafft hätte. Wie wird es ausgehen?

Und Paulus denkt nicht: Das wird schon werden. Die Gemeinde kommt wieder ins Lot. Die Gesundheit wird sich stabilisieren. Paulus denkt anders. Es wird nicht alles nach meinem Wunsch, aber nach seinem Heil ausgehen. Es wird nicht alles nach meinem Kopf, aber nach seinem Willen weitergehen. Es wird nicht alles gut, aber es wird heil werden.

Der Todeskandidat bekommt keine Garantie für ein schmerzfreies Leben in Freiheit, aber die Gewißheit: Der morgige Tag ist mein Glück. Rückkehr oder Verbannung, Krankheit oder Gesundheit, Freispruch oder Todesurteil: »Es kann mir nichts geschehen, als was er hat ersehen, und was mir nützlich ist.« Auf jeden Fall wird es zum Heil ausgehen.

Wir hätten es gerne schriftlich, daß das Kirchenschifflein auf keinen Fall in stürmische Gewässer gerät. Wir hätten es gerne schwarz auf weiß, daß der umbetete Kranke auf jeden Fall die volle Gesundheit wieder zurückerhält. Aber diese Garantieerklärung gibt es nicht. Sie würde uns von Je-

sus unabhängig machen. Christen bekommen die Gewißheit: Es wird alles heil werden.

Und wenn die Gemeinschaft der Heiligen sich sehr unheilig bekriegt: Es wird alles heil werden. Und wenn die Schmerzen immer stärker und die Lasten immer schwerer werden: Es wird alles heil werden.

»Um mich habe ich mich ausbekümmert«, hat Zinzendorf gesagt. Auch der morgige Tag, egal was er an Rätseln und Ungereimtheiten bringen mag, wird mein Glück sein – wenn Christus mein Leben ist.

Ordination

Nur wer in der Wüste war, weiß, was Hitze ist. Alle anderen machen sich keine richtige Vorstellung. Nur wer in der Arktis war, weiß, was Kälte ist. Alle anderen machen sich ein falsches Bild. Nur wer auf dem Meer war, weiß, was Weite ist. Alle anderen machen sich irgend etwas vor. Und nur wer in der Trübsal war, weiß, was Trost ist. Alle anderen haben keine Ahnung. Erst am Ort der Bedrängnis wird es verstehbar: »Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet.«

Aber diesen Trost hat man eben nicht nur zur eigenen Trostbedürftigkeit. Gott tröstet, damit wir trösten können. Gott ordiniert ins Trostamt.

Reden wir nicht vorschnell von sinnlosem Leiden. Sprechen wir nicht vorschnell von sinnlosen Schmerzen. Schwätzen wir nicht vorschnell von sinnlosem Tod.

Dieses Leiden macht mich offen für die, die soviel leiden müssen und am Ende ihrer Tragkraft sind. Jene Schmerzen machen mich sensibel für die, die von Schmerzen gerädert

sind und nur noch klagen können. Und gerade jener Tod macht mich hellhörig für die, die mit der Tatsache Tod nicht fertig werden.

In der Trübsal ist Resignation fehl am Platze. Dort geschieht Ordination zum Dienst. Niemand ist damit überfordert.

Ein Wort sagen können wir doch auch. Einen Brief schreiben haben wir gelernt. Einen Besuch machen kostet nicht viel. Das Trostamt ist das Hauptamt im Reich Gottes, weil es uns gleichzeitig den Menschen und dem Herrn nahebringt, von dem der Prophet sagt: »Fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen.«

Wer darum in Zukunft Schweres und Schreckliches erleben muß, soll wissen: Keiner kommt umsonst in die Trübsal. »Haben wir Trübsal, so geschieht es zu eurem Trost und Heil«, erklärt der Apostel.

Leidensdruck ist Beauftragung. Schmerzerfahrung ist Einsetzung. Depression ist Ordination in das Trostamt.

Kreuztragen

So stelle ich mir das vor. In der großen Menge war auch eine Frau, bedrückt, gebeugt, geschlagen. Ihre zweite Lebenshälfte hatte sie sich so ganz anders vorgestellt. Viel zurückgestellte Wünsche sollten in Erfüllung gehen. Dann traten Nervenschmerzen auf, die auch bei Nacht keine Ruhe gaben. Alle Mittel sprachen nicht an. Dann kam ein Ischiasleiden hinzu, das sie wochenlang ans Bett fesselte. Eine Medizin dagegen war nicht gefunden. Und dann wurden Geschwüre am Magen entdeckt, die sich ständig vergrößerten. Ob es vielleicht Krebs ist?

Und Jesus nimmt nicht die Schmerzen. Jesus heilt nicht das Leiden. Jesus macht nicht mit einem Wunder den Krebs vergessen. Jesus sagt: »Wer nicht sein Kreuz trägt, der kann nicht mein Jünger sein.« Gewiß hat er zu einigen gesagt: Sei sehend! Sei hörend! Nimm dein Bett und gehe heim! Auch heute wird er hie und da, in aller Stille und Verborgenheit, seine Heilandskunst demonstrieren und Kranke gesund machen. Aber zu allen andern ist dies Wort vom Kreuztragen gesprochen.

Er muß hinauf aufs Kreuz, und wir sollen hinunter unters Kreuz. Wer sich sträubt, reibt sich blutig. Wer sich weigert, verweigert die Nachfolge und kündigt das Christsein auf.

Es geht nicht zuerst darum, daß wir unser Kreuz weggeben, sondern ihn am Kreuz anbeten und um Kraft fürs Kreuztragen bitten. Dann ist Migräne nicht mehr Fluch, sondern Kreuz. Dann ist Ischias nicht mehr Schicksal, sondern Kreuz. Dann ist jedes Elend nicht mehr Verhängnis, sondern Kreuz, von dem ich das wissen kann, was schon Franz von Sales vor 450 Jahren gewußt hat: »Gott hat dies dein Kreuz, bevor er es dir schickte, mit seinen Augen betrachtet, es durchdacht mit seinem göttlichen Verstand, es geprüft mit seiner weisen Gerechtigkeit, es gewogen mit seinen Händen, ob es nicht ein Millimeter zu groß und ein Milligramm zu schwer sei. Und dann hat er noch einmal auf deinen Mut geblickt, und so kommt es schließlich aus dem Himmel zu dir.«

Ohrwürmer

Ein alter Organist pflegte vor Trauungen kirchenfremder Paare zu sagen: »Die wollen nur Ohrwürmer.« Dann zog er

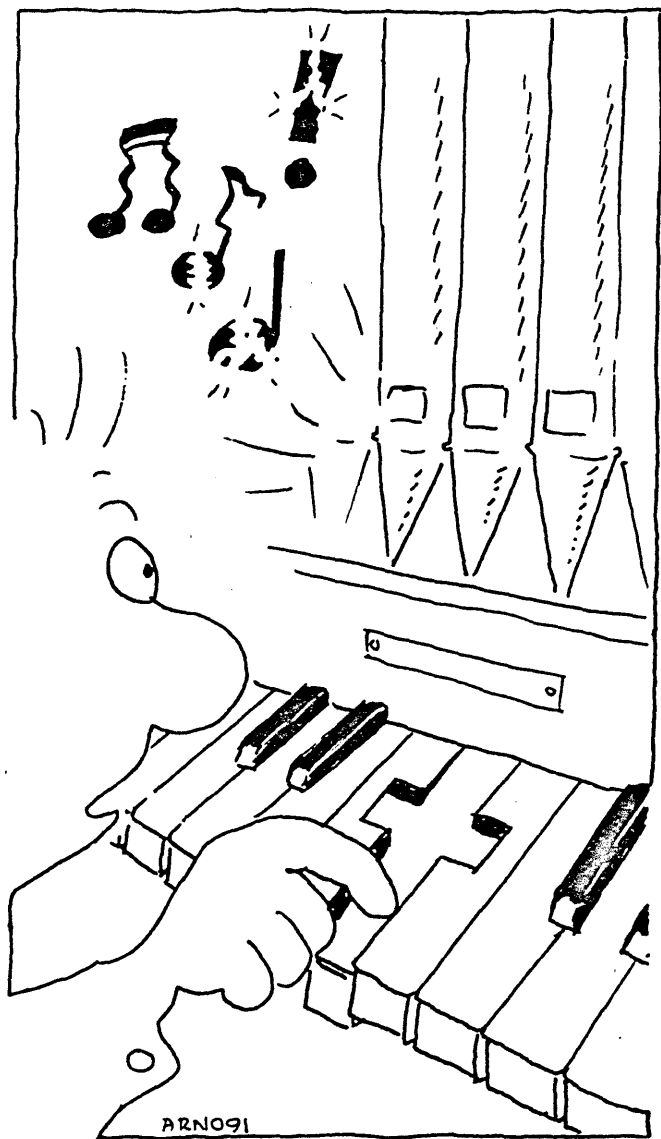
alle Flöten- und Schalmeyenregister, setzte den Zimbelstern in Bewegung und griff voll in die Tasten. Aus dem Pfeifenkasten floß förmlich der Schmalzstrom des Ave Maria hinunter ins Kirchenschiff und ließ die Hochzeitsgesellschaft in diesem Fettiegel der Seligkeit baden.

»Die wollen nur Ohrwürmer!« hätte Paulus vom stauenden Predigtpublikum sagen können. »Die wollen nur Schalmeyentöne von lieblichen Hirten auf dem Bethleher Feld. Die wollen nur Zimbelsterne von kamelreitenden Königen des Morgenlandes. Die wollen nur Schmalzströme des himmlischen Jerusalems, wo Milch und Honig fließt. Die wollen nur die Insel der Seligkeit, wo man den Reigen seliger Geister tanzt.«

So war es doch. Anfangs spitzten sie die Ohren, wenn er von einem Herrn redete, der wie ein Baby in der Wiege lag. Aber dann hielten sie sich die Ohren zu, wenn er von diesem Herrn sagte, daß er wie ein Verbrecher am Fluchholz verendete: »Das ist Beleidigung für unsere Ohren! Das ist ein Skandal!«

In der Tat ist das Wort vom Kreuz kein Ohrwurm. Das Evangelium klingt nicht wie das Ave Maria in der Kirche. Die Dissonanz von Golgatha kann nicht einfach in eine Harmonie aufgelöst werden. Dieser Schrei »Es ist vollbracht!« will nämlich durch die Ohren ins Herz.

Durch das Herz soll es uns gehen, daß die Schuld bezahlt ist und keine unbezahlten Rechnungen mehr offen stehen. Im Herzen sollen wir es haben, daß dem Tod heimgezahlt ist und keine Todesfurcht mehr grassieren darf. Von Herzen sollen wir es glauben, daß uns nichts mehr scheiden kann von der Liebe in Jesus Christus.



Vergebung

Elf Brüder baten um Audienz beim großen Bruder. Der hatte ja eine steile Karriere hinter sich. Wohl hatten ihn geschäftstüchtige Kameltreiber auf einem ägyptischen Sklavenmarkt an den Sicherheitschef verhökert. Wohl hatte dessen Lebedame dafür gesorgt, daß er hinter Schloß und Riegel kam. Aber trotzdem war sein Aufstieg nicht mehr zu bremsen. Zuerst wurde Joseph Hilfssheriff im Gefängnis, dann anerkannter Traumdeuter und schließlich Landwirtschaftsminister plus Vizekanzler. So standen die ganz klein gewordenen Brüder vor dem großen Bruder.

Aber dann fingen sie nicht zu weinen an: »Joseph, wir haben damals durchgedreht. Weißt du, die Hitze und so. Nachher tat es uns furchtbar leid. Pardon!« Sie fingen auch nicht zu heulen an: »Joseph, wir haben damals nur Kidnapping gespielt. Weißt du, Bubenstreiche und so. Verzeih!« Sie fingen auch nicht zu stottern an: »Joseph, wir haben damals Blödsinn gemacht, Ruben hat es uns gleich gesagt. Entschuldigung!«

Nein, diese Elf rissen nicht den Mund auf, sondern machten den Mund auf: »Vergib doch deinen Brüdern die Missetat und ihre Sünde.« Sie baten also nicht um Entschuldigung und Verzeihung, sondern um Vergebung. Nur Vergebung kann unsere Lebensgeschichte bewältigen. Nur Vergebung kann Schuld auslöschen. Nur Vergebung nimmt uns die Angst vor gestern.

Warum fällt uns der Gang zum ändern so schwer? Warum steckt uns das Wort wie ein Knödel im Hals, das nun einmal gesprochen werden müßte? Warum kommen wir sofort mit tausend Entschuldigungsgründen, anstatt zu unserer Schuld zu stehen?

Zugegeben, es gibt leichtere Dinge auf der Welt. Zum

Beispiel Schuld verteilen. Der Frau ins Gesicht sagen: »Dein emanzipatorisches Gehabe paßt mir nicht!« Oder den Mann wissen lassen: »Dein autoritäres Verhalten hält kein Mensch aus!« Oder den Sohn in den Senkel stellen: »Dein undankbares Wesen ist an allem schuld.« Andere Schuld brandmarken bringt es nicht. Eigene Schuld bekennen, darum geht es.

Durchbohren

Bestimmt hatten die Leute am Pfingstmorgen schon viele Predigten gehört, lange und kurze, ärmliche und erbärmliche. Beim einen Mal ging das Wort weit über sie hinweg. Beim andern Mal ging das Wort zum einen Ohr herein und zum andern wieder hinaus. Beim dritten Mal ging das Wort durch den Kopf und beim vierten Mal sogar unter die Haut.

Aber diesmal war es ganz anders. Das Wort Gottes ging direkt ins Herz. Wörtlich heißt es: Das Wort durchbohrte das Herz. Das war ein Blattschuß, kein Streifschuß. Doch, da wurde gelöchert. Da wurde getötet. Da wurde gemordet. Es starb der Hochmut, der mit Gott umgeht, als sei er die Notbremse für Krisenzeiten. Es starb der Gleichmut, der einem einredet, daß man weder Gott noch die Hölle fürchten müsse. Es starb die Schwermut. Es starb alles, was einem im Grunde das Herz schwer macht. Der Pfingsttag wurde zum Sterbetag der Schuld.

Pfingsten ist kein »lieblich Fest«, sondern ein bestürzendes Fest, weil die Schuld absterben soll. Und Gottes Wort ist das Werkzeug dazu, weil es schärfer ist als ein zweischneidiges Schwert.

Es will nicht nur über unseren Kopf hinwegrauschen. Es

will nicht nur durch den Kopf geistern. Es will nicht nur unter die Haut gehen. Gottes Wort von Jesus will in unser Herz. Dort will es töten und neu machen. Aus dieser Rumpelkammer der Schuld kann eine Wohnung seines Geistes werden. Aus dieser Höhle der Verzweiflung kann ein Schacht des Lichtes werden. Aus diesem Behälter der Hoffnungslosigkeit kann eine Quelle des getrosten Mutes werden.

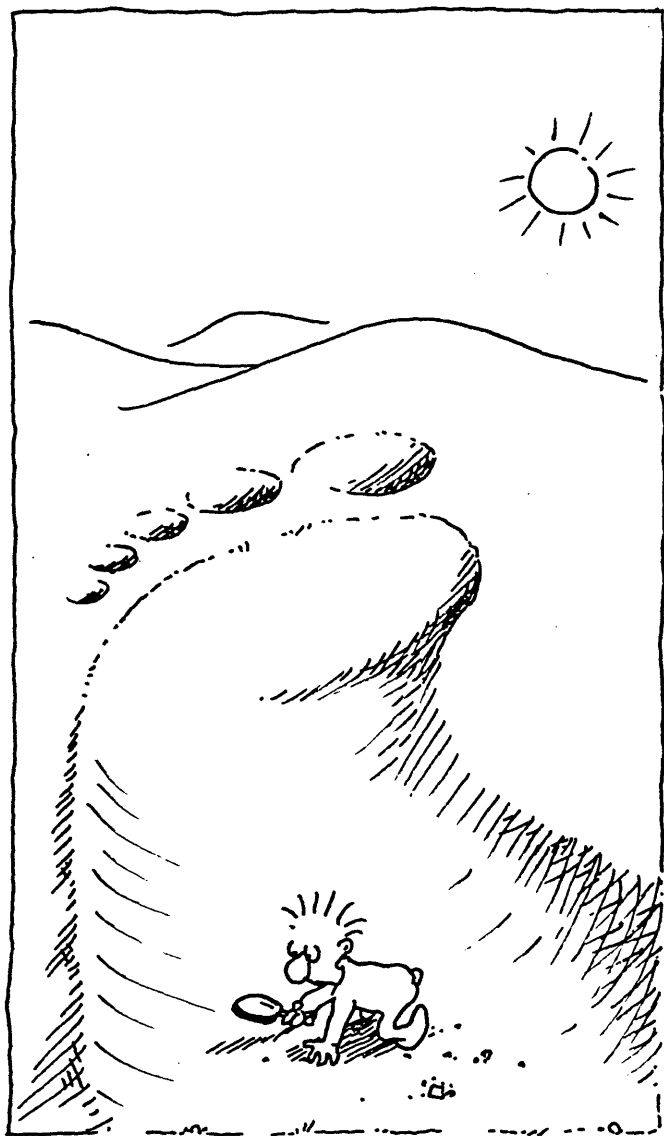
Keiner muß mit beschwertem Herzen weiterleben. Niemand muß mit leidendem Herzen seines Weges ziehen. Jeder kann um dieses erneuerte und getroste Herz bitten: *Komm, Heiliger Geist, Herre Gott!*

Gottsucher

Der reich gewordene Jakob lagert sich mit seiner Großfamilie in den Bergen. Das war kein Camping im schönen Gebirge Gilead, sondern eine Verschnaufpause auf der Flucht vor seinem Schwiegervater Laban. Schon damals gab es Schwierigkeiten mit den Schwiegereltern, das ist tröstlich. Die Liebe zu ihnen wächst mit der Entfernung. Deshalb hat er sich auch entfernt und freut sich seiner Ruhe. Nur war die Freude nicht von langer Dauer. Da kam doch der zornerfüllte Laban den Berg heraufgeschossen und schrie: »Warum hast du auch noch meinen Hausgott mitlaufen lassen?«

Jakob verschlug es den Atem. »Vierzehn Jahre geschuftet wie ein Tier, dann noch als Taschendieb hingestellt zu werden.« Das sagte er aber nicht. Höflich kam es über seine Lippen: »Bitte suche, ich habe nichts geklaut.«

Dann begann die schwiegerväterliche Hausdurchsu-



chungsaktion: Alle Zelte wurden umgekrempelt und das ganze Gepäck gefilzt. Laban fand alles, Wertsachen, Wäsche, Wanzen, aber seinen Hausgötzen fand er nicht. So wurde Laban der erste Gottsucher, und dieser Gottsucher hat nichts gefunden.

Das war vor rund dreitausend Jahren, aber die Labans sind nicht ausgestorben. Gottsuchen ist modern. Sie suchen bei Nacht den Himmel ab, denn »droben überm Sternzelt muß ein guter Vater wohnen«. Sie suchen am Mittag in der freien Natur, denn der liebe Gott geht durch den Wald.

Sie suchen am Abend in der eigenen Brust, denn der Ewige hat sich in uns versteckt. Sie suchen und filzen und klopfen, aber Gott finden sie nicht.

Und wenn Sie sich auch aufgemacht haben und als Gottsucher die Augen ausgucken, dann hören Sie: Sie brauchen Gott nicht zu suchen. Sie finden ihn nicht. Gott sucht Sie. Gott hat sich aufgemacht. Gott schaut sich nach Ihnen die Augen aus. Gott ist Menschensucher. Gott schläft oder sitzt oder wohnt nicht, sondern er sucht. So wie damals in Eden, als er durch das Paradies ging, sein Geschöpf suchte und durch den Garten rief: »Adam, wo bist du?«, so geht er in Jesus heute durch die Welt, sucht seine Erschöpften und ruft: Mensch, wo bist du? Mensch, wo lebst du? Mensch, wohin hast du dich verirrt?

Schöpfer

Die Germanen sagten: Wir stammen von Urriesen. Eine Kuh leckte mit ihrer warmen Zunge den Menschen aus dem ewigen Eis. Die Babylonier sagten: Wir stammen vom Ur-

ei. Irgendwann zersprang ein Wunderei und brachte den Menschen zur Welt. Manche Wissenschaftler sagten: Wir stammen vom Urfeuer oder vom Urnebel oder vom Urschleim. Aber die Bibel sagt: Wir stammen von Gott. Am Anfang war nicht etwas, sondern jemand. »Ich glaube an Gott, den Vater, den Schöpfer.«

Ein Steinhauer benötigt einen Stein, um hauen zu können. Ein Holzschnitzer benötigt ein Holz, um schnitzen zu können. Ein Kunstmaler benötigt eine Leinwand, um malen zu können. Jeder Künstler benötigt Material für seine Schöpfung. Nur der Schöpfergott benötigt nichts. Seine »Schöpfung aus dem Nichts« ist einzigartig.

Das bedeutet, daß wir kein fluchbeladenes Gen-Material eines Urriesen mit uns herumtragen, das uns wie ein grausiges Schicksal bestimmt. Das bedeutet auch, daß wir keine negativen Erbanlagen eines Ureis mit uns herumschleppen, die uns trotz aller guten Vorsätze böse beeinflussen. Das bedeutet weiter, daß wir auf keinen Fall mit unheimlichen Urchromosomen befrachtet sind. Unsere vorgeburtliche Mitgift ist einzig und allein seine Liebe.

Liebevoll hat er den Himmel geschaffen, damit wir ein Dach über dem Kopf haben. Liebevoll hat er die Erde geschaffen, daß wir Boden unter die Füße bekommen. Liebevoll hat er das Licht erschaffen, daß wir nicht im Dunkeln munkeln müssen. Liebevoll hat er alles installiert, damit wir ein Zuhause haben und nicht unbehaust vegetieren müssen.

Das Menschengeschöpf ist eben kein unerwünschtes Kind. Er hat »ja« gesagt zu unserem Dasein. Und wenn mein Vater mich nicht gewollt hat, und wenn meine Mutter mich nicht gewollt hat, und wenn ich mich selbst nicht mehr will, dann gilt es erst recht: Gott hat mich gewollt, Gott hat mich gewünscht. Ich bin Gottes Wunschkind.

Wir stammen von Gott, dem Vater, dem Schöpfer des Himmels und der Erden – von niemand anders.

Kind

Gott schickt nach Bethlehem ein Kind. Ist das die Möglichkeit? Dorthin müßte man eine Zeltstadt schicken, damit die Obdachlosen ein Dach überm Kopf haben. Dorthin müßte man das Rote Kreuz schicken, damit jemand nach den Wohnungssuchenden schaut. Dorthin müßte man eine Feldküche schicken, damit die Herumirrenden etwas Warmes in den Magen bekommen. Und Gott schickt nach Bethlehem ein Kind!?

Wenn es wenigstens ein Mann wäre, der in diesem Durcheinander die Zügel in die Hand nehmen könnte! Wenn es wenigstens eine Frau wäre, die in dieser frostigen Atmosphäre mütterliche Liebe verbreiten würde. Wenn es wenigstens ein junger Mensch wäre, der anpacken und zupacken könnte. Aber Gott schickt nach Bethlehem ein Kind.

Immer wissen wir ganz genau, was er uns schicken müßte. Mit 4 Jahren wäre der Playmobilzirkus geschickt. Mit 14 wäre der Ataricomputer geschickt. Mit 34 wäre der Lottegewinn geschickt. Und mit 64 wäre die Gesundheit geschickt. Gott als Weihnachtsmann für unsere tausend Wünsche. Aber Gott schickt nach Bethlehem ein Kind.

Nein, kein Allerweltskind, sondern ein Kind für alle Welt. Gehen wir doch in den jämmerlichen Stall hinein, gleich hinter der Herberge. Treten wir doch an die wackelige Krippe heran, gleich neben Ochs und Esel. Schauen wir uns dieses Neugeborene auf Heu und Stroh genau an. Jesus

ist ein Gotteskind. Das Ewige kommt in unserem Fleisch. Der Allmächtige atmet unsere Luft. Der Barmherzige steckt in unserer Haut.

Nun kann ich wissen: Gott lebt nicht hinter dem Mond. Er ist zu uns auf die Erde gekommen. Gott schwebt nicht zwischen den Sternen. Er hat all die, die ihr Glück in den Sternen suchen, Lügen gestraft. Gott webt nicht an einem New Age. Er hat die neue Zeit schon im alten Judäa anbrechen lassen. Und deshalb fragen wir nicht mehr, was alles noch über uns kommen könnte. Kommt Haß, kommt Streit, kommt Schrecken, kommt Krieg? Gott kommt, das ist Weihnachten. Gott schickt nach Bethlehem ein Kind. Wir können zu ihm kommen, weil er zu uns kommt. Jesus ist das Gotteskind, also das echte Christkind, das auch dieses Weihnachten zum Christfest machen kann. Gott sei Dank, Gott schickt nach Bethlehem ein Kind.

Hinhören

Was für Heidelberg das Schloß und für Ulm das Münster ist, das war für Ur der Tempel des Mondgottes Nanna-Sin. Chaldäer waren Mondanbeter. Urbewohner waren Gestirnsgläubige. Abrahamsleute waren Sterngucker. Wenn sich also abends Millionen von Sternen um den Mond herum entzündeten, dann zogen ganze Menschenschlangen den Tempelberg hinauf und blickten ängstlich hinaus zu den kosmischen Mächten.

Was sagt der Mond über mein Leben? Was sagen die Tierkreiszeichen zu meinen Plänen? Was sagen die Konstellationen zu meinen Absichten? Habe ich unter einem guten oder schlechten Stern zu leben? – Das ist dreitausend

Jahre her, aber hinaushören tun sie immer noch, auch bei uns. Die Astrologie feiert fröhliche Urstände. Die viel propagierte Wendezeit ist zur regenbogenfarbigen Blütezeit der Kosmologen geworden. Wassermann läßt grüßen. Man lebt nicht hinter dem Mond, wenn man nach den Monden fragt. Was sagt Jupiter? Was sagt Saturn? Was sagen die Zwillinge?

Aber dem Abraham ging damals ein anderes Licht auf. Die Monde sagen gar nichts. Die Sterne schweigen sich aus. Im Weltraum herrscht Totenstille. Von außen ist kein Ton zu hören, aber von vorn. »Und der Herr sprach«, obwohl er nach der Paradiesgeschichte hätte schweigen müssen. »Und der Herr sprach«, obwohl mit der babylonischen Sprachverwirrung alles gesagt war. Dieser langmütige Herr schwieg sich nicht aus, sondern schlug ein neues Kapitel auf. »Und der Herr sprach zu Abraham«, zu Isaak, zu Jakob, zu Mose, David, Jesaja.

Dann wurde das Wort sogar Fleisch. Jetzt spricht Gott in Jesus zu uns. Warum sind wir ganz Ohr, wenn Horoskope sich zu Wort melden? Warum hören wir hinaus in die eiskalte Gestirnwelt? Der Herr spricht in seinem Wort: Ich sehe dich auf dem grünen Planeten zwischen Myriaden von Sternen und Milchstraßen. Ich kenne dich an deinem Erdenplatz unter Völkern und Nationen. Ich liebe dich trotz aller Macken und Mängel deines Lebens. Ich trage dich mit allen Schwächen und Schwierigkeiten. Du bist mein. Glauben heißt hinhören, doch nicht hinaushören.

Vater

Gott sei Dank fängt die Geschichte nicht so an: Ein General hatte zwei Leibburschen. In aller Frühe putzten sie die

Stiefel, bis sie sich darin spiegeln konnten. Anschließend machten sie Jagd auf das letzte Staubkorn, das sich noch unter den Achselklappen der Generalsuniform versteckt halten konnte. Auch der Wagen mußte noch auf Hochglanz gebracht werden. Wenn dann der Offizier pfiiff, spritzten sie die Treppe hinauf, schlugen die Hacken zusammen, preßten die Hände an die Hosennähte und stotterten im Gleichtakt: »Zu Befehl, Herr General!« Sie verzogen keine Miene, wenn das übliche Donnerwetter über sie hinunterging: »Lahme Enten! Soll ich hier Wurzeln schlagen? Holen Sie die Post beim Spieß! Auf, auf! Warum sind Sie nicht schon längst zurück?!« Von einem General und zwei Leibburschen ist in der Bibel nicht die Rede.

Gott sei Dank heißt es: Ein Mann hatte zwei Söhne. Ein Vater hatte zwei Kinder. Das meint: Gott hat Familie. Er ist kein bissiger General, dem wir seine Stiefel putzen müßten. Er pfeift uns nicht an und kommandiert uns nicht herum. Seine Welt ist kein Kasernenhof.

Gott ist Vater, auch wenn wir es nicht mehr so recht glauben wollen und dann lieber vom Ewigen, Erhabenen oder Allmächtigen reden. Gott ist der gute Vater, auch wenn wir das nicht mehr so recht verstehen können und dann lieber vom Urgrund, Abgrund und Hintergrund des Seins faseln. Gott ist der rechte Vater, auch wenn wir das nicht mehr so recht nachvollziehen können und dann lieber übers Sternenzelt hinauf oder in die eigene Seele hinabdenken. Gott ist und bleibt der Vater der Barmherzigkeit und Gott allen Trostes. In Jesus kommt er uns ganz nahe, setzt sich mit uns an einen Tisch und spricht uns freundlich an. Seine Welt ist das Kinderhaus.

Schreien

Ein schillernder Typ, dieser Richter, der mit der Akte einer bittenden Witwe kurzen Prozeß macht und sie auf die lange Bank schiebt. Eine dubiose Persönlichkeit, dieser Rechtssprecher, der sich um die aufgebrachte Klägerin einen Dreck kümmert. Was die Götter über ihn denken, läßt ihn kalt, und was die Leute von ihm halten, ist ihm schnuppe. »Ich bin mir selbst genug«, steht auf dem Wappenspruch dieses fiesen Kerls.

Diesem Rechtsverdreher geht eines Tages dies unablässige Bitten und Betteln jener Antragstellerin über die Hut-schnur. »Ich kann diese Nervensäge nicht mehr sehen. Ich muß mir diese Quengeltante vom Halse schaffen. Ich brauch' endlich meine Ruhe vor diesem geifernden Weibsstück, das schlußendlich noch handgreiflich wird und mir die Augen auskratzt.« Deshalb greift er nach der Akte, verfügt die Testamentsvollstreckung und erledigt den Fall.

Wahrlich keine Idealfigur, dieser Herr Gerichtsvorsitzende, aber eine Kontrastfigur. Wenn schon dieser Rechtsbrecher schließlich Recht schafft, bloß weil er die ständige Belästigung loshaben will, wieviel mehr wird dieser Rechtsbringer, dieser Richtergott schließlich alles recht und richtig machen?

Gott hört die Armen. Er sieht die Elenden. Er leiht den Rufenden sein Ohr. Ihm gegenüber berufen wir uns nicht nur auf das, was er tun soll, sondern auf das, was er tun will. Er bekennt sich förmlich als Vater der Waisen und Witwen. Er verbürgt sich ausdrücklich als Heiland der Schutzlosen und Wehrlosen. Er wendet sich uns ganz zu. Warum zweifeln wir an unseren ungeahnten Möglichkeiten bei ihm? Warum glauben wir nicht, daß er wegen uns sein Konzept zerreißt und neu schreibt?

Es ist recht, ihn in allen Nöten anzurufen. Wir liegen richtig, wenn wir in allen Schwierigkeiten bei ihm vorstellig werden. Schreien gehört zum guten Ton im Reich Gottes. Kein Schrei ist aussichtslos, denn diese Verheißung steht: »Ich sage euch: Er wird ihnen Recht schaffen in Kürze.«

Beziehungszerfall

Als Kinder verbrachten wir unsere Sommerferien bei der Großmutter auf der Schwäbischen Alb. Sie hatte nicht nur ein großes Haus, sondern auch ein weites Herz. Fast alles war bei ihr erlaubt. Aber als wir einmal Kastanienlaub und Zeitungspapier besorgten, um daraus Zigaretten zu fabrizieren, verzogen wir uns vorsichtshalber ganz hinauf unter die Dachziegel. Dort entstanden jene lungen- und umweltfeindlichen Glimmstengel, die jeden Kammerjäger glatt ersetzten.

Aber mitten im schönsten Tabakkollegium hörten wir Schritte. Bevor wir unsere Markenerzeugnisse durch die Dachluke speditieren konnten, stand die Oma vor uns. Mit ihren Augen schaute sie sich um und schaute uns lange an. Noch heute schäme ich mich in den Boden hinein. So wollte ich ihr nicht begegnen. So wollte ich ihr nicht gegenüber-treten. So wollte ich sie nicht wiedersehen. Wären wir doch bei ihr geblieben, dann wäre dies alles nicht passiert.

Sicher drehen wir keine Kastanienblätter mehr, aber wir drehen ganz anderes Teufelszeug. Manchmal werden krumme Dinger gedreht. Auch die Gotteskindschaft erlöst uns nicht automatisch von diesem »in sich eingekurvt sein«, wie Luther einmal sagte. Weil wir uns immer wieder vom Vater entfernen, uns aufs Dach oder in den Keller

schleichen, deshalb haben wir es mit dem Teufelswerk zu tun. Nicht umsonst haben die Reformatoren mit allem Nachdruck darauf hingewiesen, daß Sünde kein Qualitäts-, sondern ein Relationsbegriff sei, daß also Sünde nicht die Lebensminderung, sondern den Beziehungszerfall zwischen Gott und Mensch darstellt.

Würden wir doch bei ihm bleiben! Würden wir uns doch nicht heimlich davonstehlen! Würden wir doch nicht in irgendeiner Ecke mit dem Feuer spielen! Wir müssen ganz dicht beim Vater bleiben, denn »wer bei ihm bleibt, der sündigt nicht«.

Herzschaden

Wie sind wir? So wie unsere Nerven, wie unser Gemüt, wie unsere Bildung? Jesus sagt: Ihr seid so wie euer Herz. Wovon das Herz voll ist, das muß der Mund ausplaudern. Das Herz ist die Ursache eurer Lieblosigkeit, Kraftlosigkeit, Rastlosigkeit und Charakterlosigkeit.

Sicher könnt ihr manchmal den Höflichen spielen und nur Artiges über die Lippen bringen. Sicher könnt ihr zuweilen diplomatisch vorgehen und nur Berechnendes weitersagen. Sicher könnt ihr eine Zeitlang den Mund halten und stumm in der Runde sitzen. Aber dann, in einer schwachen Minute, bricht es heraus, und ihr plaudert eure ganze Jämmerlichkeit aus.

So wie ein Birnbaum nur Birnen bringen kann und keine Pfirsiche, so wie ein Apfelbaum nur Äpfel bringen kann und keine Trauben, so wie ein Kirschbaum nur Kirschen bringen kann und keine Pflaumen, so kann ein Mensch nur das bringen, was in seinem Herzen ist.

Stellen wir uns einen Baumwart vor, der sich vor einen Birnbaum stellt und ihm gut zuredet, im nächsten Jahr doch ja kein Mostobst mehr, sondern nur noch Spalierobst zu liefern. Stellen wir uns einen Landwirt vor, der seinem Apfelbaum kommandiert, ab sofort statt Goldparmänen »Golden delicious« zu tragen! Stellen wir uns einen Gutsbesitzer vor, der seinen Kirschbaum mit Zwetschgenwasser begießt, damit herrliche Zwetschgen darauf reifen.

Die Frucht ist so wie der Baum – und das Wort ist so wie das Herz. Wenn das Herz kalt ist, werden wir mit unseren Kindern ein unterkühltes Verhältnis bekommen. Wenn das Herz lieblos ist, werden wir in der Ehe die Liebe nicht durchhalten können. Wenn unser Herz böse ist, werden wir immer Streit vom Zaune brechen. Der Schaden unserer Zeit ist ein Herzscha-den.

Wer kann diesen Schaden reparieren? Nur einer hat gesagt: Ich will euch ein neues Herz geben.

Dank

In Sachen Dankbarkeit gehören wir zu den Unterentwickelten. Weil aber das Danken für jeden Menschen so wichtig ist wie das ABC für den Erstklässler, deshalb müssen wir die Dankbarkeit wieder lernen, so wie jener Bauer im alten Israel.

Interessanterweise geht er dazu nicht hinaus aufs Feld. Wohl sieht er das wogende Getreide und das schießende Kraut, aber auch die öde Steppe und das verbrannte Land. So wie wir das auch sehen können, wenn wir Bilder von den Kornkammern Kanadas und Obstplantagen Kaliforniens, aber auch von den Trockengebieten Südindiens und

den Hungergürteln Nordafrikas am Bildschirm verfolgen. Unsere Welt ist keine Schule der Dankbarkeit, und Danken kommt nicht durchs Sehen.

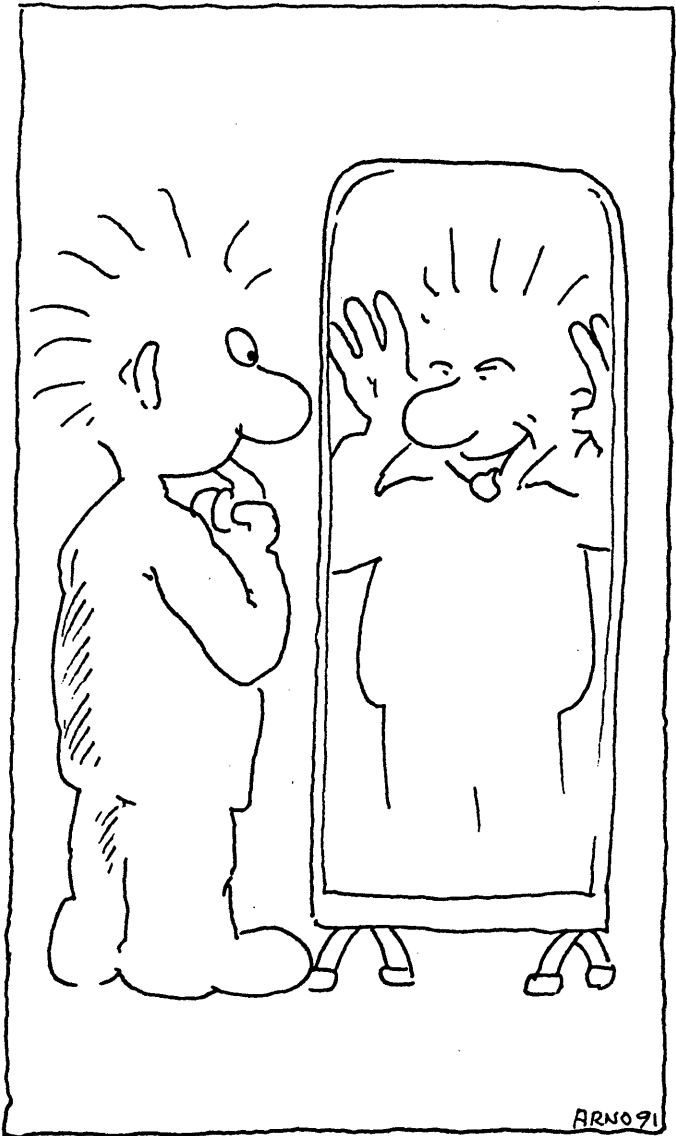
Auffallenderweise geht unser Bauer auch nicht hinein ins Haus. Wohl hört er dort das laute Lachen und das fröhliche Singen, aber auch das leise Weinen und das traurige Klagen. So wie wir das auch hören können, wenn wir offene Ohren für die Freude der Kinder und das Glück der Liebenden, aber auch für den Schmerz der Kranken und die Last der Alten daheim haben. Unser Haus ist auch keine Schule der Dankbarkeit, und Danken kommt nicht durchs Hören.

Der israelitische Landwirt geht hinauf in den Tempel. Dort setzt er den Korb voller Früchte am Altar ab, faltet die Hände zum Gebet und denkt mit einem uralten Glaubensbekenntnis an seinen gnädigen und gütigen Vatergott. So wird er ein dankbarer Mensch, der uns zu diesem Lernschritt ermuntert: Hinaufdenken zu Gott.

Jedes Gotteshaus ist eine Hochschule der Dankbarkeit, und Danken kommt durch das Denken. Denke an den Vatergott. Jede Ähre weist wie ein Wegweiser zu ihm hin. Denke an den Allmächtigen. Jede Knolle zeugt wie ein Beweisstück von seiner Gegenwart. Denke an den Schöpfer Himmels und der Erde. Jede Frucht ist ein Liebeszeichen seines Herzens. Und denke an Jesus Christus, seinen für uns gegebenen Sohn. »Denke daran, was der Allmächtige kann, der dir mit Liebe begegnet.« Dankbarkeit ist Denkarbeit.

Gotteskinder

Wer bin ich? Wenn ich in den Spiegel schaue, weiß ich nicht, ob ich weinen oder lachen soll. Wenn ich auf die Leute höre,



bin ich mir im unklaren, ob Hochmut oder Schwermut die angemessene Reaktion ist.

Der Zeitgeist sagt: »Du bist ein Herr, befreit von allen Ketten. Deine Schule, dein Elternhaus, deine Ehe sperrten dich in ein Prokrustesbett, das die Ichwerdung verunmöglichlicht.«

Der Ungeist sagt: »Du bist ein Sklave, gefangen in aller Furcht. Dein Alter macht dich zu einem übrigen und entbehrlichen Lebewesen, das reif ist für das Abstellgleis.«

Der Schwarmgeist sagt: »Du bist ein Zigeuner am Rande des Weltalls, namenlos, bedeutungslos, hoffnungslos.«

Trotzdem muß es nicht bei dieser fast geisterhaften Verwirrung der Geister bleiben. In der Bibel wird jeder andere Geist übertönt von dem Heiligen Geist, der sagt: »Du bist ein Kind, nicht bedrängt, sondern befreit. Du bist ein Kind Gottes, nicht gepreßt, sondern geliebt.«

Und wen diese Aussage skeptisch stimmen und zur Bemerkung veranlassen will: »Diese Bibelschreiber sind doch von allen guten Geistern verlassen«, der erinnere sich an den Satz Martin Luthers, den er im Jahre 1525 an Erasmus von Rotterdam gerichtet hat: »Der Heilige Geist schreibt Gewißheiten, lauter Bejahungen ins Herz.«

Er stellt also keine These auf, die zu diskutieren wäre. Er legt auch keine Prognose vor, die einiges für sich haben könnte. Er gibt erst recht keine Vermutung weiter, die nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung der Wirklichkeit entspricht. »Der Heilige Geist gibt Zeugnis unserem Geist, daß wir Gottes Kinder sind.«

Nun haben wir's schriftlich, schwarz auf weiß, mit Brief und Siegel: Nicht Herren, nicht Sklaven, nicht Zigeuner, sondern Gotteskinder sind wir.

Herzpatient

Früher wurden die Herzpatienten ins Bett geschickt: Füße hoch! Wenig Bewegung! Viel Ruhe! Heute werden sie aus dem Bett geholt. Angeschlagene sollen sich bewegen. Angeknackste sollen sich bemühen. Herzranke sollen etwas treiben.

· Sport treiben, hören sie, und dann geht es in den Wald. Jeden Tag rein in die Joggingschuhe und raus in die Luft. Gewicht verlieren, hören sie, und dann geht es ab in die Kur. Statt gebratenes Fleisch nur noch gedämpfte Körner. Autogenes Training, hören sie, und dann geht es los in den Kurs. Dreimal die Woche flach auf die Matte mit Blick an die Decke.

Was sie nicht alles umtreibt? Was sie nicht alles umtreiben? Von was sie nicht alles umgetrieben werden? Nervöse Herzpatienten sind immer umgetriebene Menschen – und die mit unruhigem Herzen auch.

Sie sollen sich bewegen. Sie sollen sich bemühen. Sie sollen etwas treiben. Meditation treiben, hören sie, und dann geht es zu den New-Age-Aposteln. Die kosmischen Heilkräfte liegen in den Sternen und müssen nur abgerufen werden. Esoterik treiben, hören sie, und dann geht es in den Geheimzirkel. Karten und Pendel und Blei zeigen die Wege in die Zukunft. Prophetie treiben, hören sie, und dann geht es in den neuen Kreis. Schwarmgeister verscheuchen die Trauergeister.

Was sie nicht alles umtreiben? Der religiöse Supermarkt ist grenzenlos. Was sie nicht alles umtreibt? Die sektiererischen Rattenfänger kennen keine Skrupel. Von was sie nicht alles umgetrieben werden!

Deshalb mahnt der Apostel: »Laßt euch nicht umtreiben!« Unsere Therapien machen das Herz noch kränker,

als es ohnehin schon ist. Zum Krampf kommt die Unruhe hinzu, die einmal dahin und einmal dorthin treibt und überall das feste Herz sucht, wo es nicht zu finden ist. Laßt euch nicht wegtreiben! Werdet nicht religiöse Goldsucher. Laßt euch nicht durch mancherlei und fremde Lehre umtreiben. Unsere Herztherapien sind vom Teufel. Herzliche Gottesliebe ist die einzige Medizin für ein festes Herz.

Kopf

Wir dürfen kein Brett vor dem Kopf haben. Wir müssen es endlich in den Kopf bekommen. Seit Himmelfahrt ist Jesus der Kopf der Gemeinde.

Manche meinen, er sei nur der Fuß, auf dem die Kirche stehe. Es gebe so einen christlichen Grund und Boden, einen abendländischen Humus, auf dem alles mögliche ins Kraut schieße oder wunderlich blühe. Jesus ist aber nicht der Fuß, er ist der Kopf der Gemeinde.

Manche denken, er sei nur die Hand, die gebende und helfende Hand, die die Kirche bieten müsse. Alles erschöpfe sich in der Nächstenliebe, und mehr als ein Diakonieverein sei ohnehin nicht nötig. Jesus ist aber nicht nur die Hand, er ist der Kopf der Gemeinde.

Manche denken, er sei nur der Mund, den die Kirche aufreißen müsse. In Jesu Namen müsse gegen die Reichen und Ausbeuter und Umweltzerstörer lauthals protestiert werden. Kirche als Vormund der Entrechteten und Ausgebeuteten. Jesus aber ist nicht nur der Mund, er ist der Kopf der Gemeinde.

Manche denken, er sei nur ein Teil der Kirche. In anderen Religionen sei er auch stückweise zu finden. Deshalb könne

es gar keine Mission, sondern nur den Dialog der Religionen geben, in dem der kosmische Christus wie ein Puzzle zusammengesetzt wird. Aber Jesus ist nicht ein Teil, er ist der Kopf der Gemeinde.

Ohne Jesus als alleiniger Kopf ist die Kirche kopflos und rennt hierhin und dorthin. Ohne Jesus als alleiniger Kopf ist die Kirche geköpft und damit als Leichnam reif für den Abdecker. Ohne Jesus ist die Kirche tot.

Nun aber ist er der große Kopf der Kirche, und seine Gemeinde kann sich dessen gewiß sein: »Der Herr ist mein Hirte.« Und wenn es überall an Mitarbeitern fehlt: »Mir wird nichts mangeln.« Und wenn es überall aus dunklen und giftigen Quellen sprudelt. »Er führet mich zum frischen Wasser.« Und wenn sich überall Holzwege und Sackgassen auftun: »Er führet mich auf rechter Straße.« Und wenn falsche Propheten von links und rechts einbrechen: »Fürchte ich kein Unglück.« Und wenn Leid und Tränen in Strömen fließen: »Dein Stecken und Stab trösten mich.« Weil die Gemeinde diesen Kopf hat, müssen wir nicht mehr den Kopf verlieren.

Besuch

Es gibt Besucher, die zu kurz bleiben. Sie sind immer auf dem Sprung und lassen sich kaum hereinbitten. Am liebsten reden sie zwischen Tür und Angel und geben nur ihre Blumen ab. Solche Stippvisiten befriedigen nicht.

Dann gibt es Besucher, die einfach zu lange bleiben. Schon bei der Ankunft lassen die vielen Koffer Böses ahnen. Nach drei Tagen sind die Gesprächsstoffe und nach fünf Tagen die Nerven am Ende. Man verfährt nach der al-

ten Regel aus dem Kloster Allensberg: »Ihr solltet gegen jedweden Gastfreundschaft üben, doch wenn der Gast länger als drei Tage verweilet, könnet ihr mit der Freundlichkeit langsam nachlassen.« Schließlich ist alle Geduld weg, und man fragt: »Wann geht Ihr lieber Zug?«

Dann gibt es Besucher, die man am liebsten gar nicht mehr ziehen läßt. Sie füllen das Haus mit Freude und machen jeden Tag zum Fest. Mit ihrer Anwesenheit ist die Einsamkeit vorbei, und in ihrer Gegenwart ist einem wohl zumute. Solche Besucher sollten Bewohner werden, die immer bleiben.

Genau dazu zählt der lebendige Gott. Der alte Zacharias hat es gemerkt: »Gelobt sei der Herr, der Gott Israels, denn er hat besucht sein Volk.« Das ist kein Überfall, den wir schweigend erdulden müssen. Das ist keine Hausbesetzung, die wir nicht beenden können. Der Gottesbesuch füllt das Haus mit Freude und macht jeden Tag zum Fest.

Dieser Hausbesucher will zum Hausbewohner werden und überall Quartier beziehen. Im Wohnzimmer, wo wir oft übers Kreuz miteinander kommen, im Arbeitszimmer, wo wir die Fülle der Anforderungen nicht mehr erledigen können, im Krankenzimmer, wo wir Leiden und Schmerzen haben, im Sterbezimmer, wo die Schatten immer länger und dunkler werden, in allen Zimmern auf der Sonnen- und Schattenseite unseres Lebenshauses gilt es seit Jesus: Gott ist gegenwärtig.

Glanz

Athen, Ruinen, Tempel, Denkmäler. Davor ein Fremdenführer. Ihr seht dort den großen Achill, den tapferen Hel-



den vor Troja. Er trieb die Troer zurück und besiegte sogar Hektor. Ihr seht dort den großen Herkules, den starken Helden von Theben. Er kämpfte gegen den Nemeischen Löwen und zwang ihn in die Knie. Ihr seht dort den großen Leonidas, den königlichen Helden von Sparta. Gegen eine wahnsinnige Übermacht verteidigte er die Thermopylen. Ihr seht sie alle – so wie wir sie auch sehen, obwohl sie ihr kriegerisches Outfit abgelegt haben.

Wir sehen das große As auf dem Hartplatz, wie er seine Bälle schmettert und den andern in die Knie zwingt. Wir sehen den großen Star auf der Bühne, wie er ins Mikrofon brüllt und die Fans in Ekstase versetzt. Wir sehen den Könner Mensch, wie er sein Himmelsteleskop im Weltraum plaziert und bis in die Tiefen des Universums schaut. Auch wenn wir keine Denkmäler mehr bauen, Poster haben wir allemal, vor denen wir knien.

Paulus sagt: Ihr seht die glänzenden Taten, aber nicht den Glanz seiner Tat. Achill und Herkules und Leonidas wurden getötet, so wie Jesus auch, als ihn ein Exekutionskommando ans Schandholz schlug. Aber der ist nicht im Grab geblieben. Jesus Christus hat den Tod überwunden. Jesus hat die Hölle aufgebrochen. Die Auferstehung Jesu ist die Glanztat unseres Gottes.

Und weil dies kein unbekannter Gott ist, dem wir wie am Grabmal des Unbekannten Soldaten einen Ehrenkranz niederlegen müssten, sondern weil er ein wohlbekannter Gott ist, der an Weihnachten ganz nahe gerückt ist und seit Pfingsten in uns leben und weben will, deshalb können auch wir mit seinen Auferstehungskräften rechnen. Rudolf Hagelstange hat recht: »Uns ist eine Welt anheim gegeben, in der der Tod sein Büttelrecht verwirkt.«

Christus

So hat es Caspar ten Boom erzählt. Eines Tages ging über der englischen Provinz ein heftiger Regen nieder. Während die alte Bäuerin gerade ihr Fenster schließen wollte, klopfte es an die Tür. Eine einfach gekleidete Frau stand auf der Schwelle und bat um einen Schirm für den Heimweg. »Nun, den alten Schirm können Sie kriegen. Meinen neuen verleihe ich nicht. Wer weiß denn, ob ich ihn jemals wieder zurückbekomme?«

So zog die Frau mit dem verschlissenen, zerrissenen und nach allen Seiten hinausprießenden Ampreller ihres Weges. Und am nächsten Tag ging der Bäuerin nicht nur die Sonne, sondern noch ein ganz anderes Licht auf. Denn vor ihrer Hütte erschien ein Mann in königlicher Uniform, der den Schirm zurückbrachte: »Königin Viktoria von England lasse danken und ausrichten, daß er ihrer Majestät gute Dienste geleistet habe.«

So kann das über Nacht kommen. Eines Tages kennt man jemand, und am nächsten Tag erkennt man ihn erst richtig. Eines Tages sieht man jemand, und am nächsten Tag übersieht man erst die wahre Situation. Eines Tages schaut man auf jemand, und am nächsten Tag erst durchschaut man ihn. Ob es uns bei Jesus nicht auch so geht?

Eines Tages wurde uns vom Christkind berichtet. Ein süßes, putziges, herzallerliebstes Jesulein sei in die Krippe gelegt worden. Flatternde Rokokoengelchen sängen ihr Eiapopeia, und rotbackene Hirtenbübchen bliesen ihre Schalmeien. Und am nächsten Tag durchschaut man den frommen Zauber. Wahrlich kein Muttersöhnchen zum Auf-den-Arm-Nehmen, sondern des Vaters Sohn, der uns mit seinem Arm leiten will. Der Jesus von Nazareth ist der Christus der Welt.

Darauf kommt es an, daß wir eines Tages diesen Herrn, der an unsere Tür klopft, nicht dort stehen und einen guten Mann sein lassen. Oft genug leihen wir ihm nur unser Ohr. Darauf kommt es an, daß wir am nächsten Tag diesen Herrn als König aller Könige erkennen, der nichts leihen, sondern alles schenken will. Darauf kommt es an, daß es über Nacht auch bei uns zu dieser Erkenntnis kommt: Jesus ist kein Bittsteller, den man im Regen lassen darf. Jesus ist der Christus.

Machtwort

In Nain knistert es vor Spannung. Die Szene treibt einem Höhepunkt entgegen. Zwei Kolonnen nähern sich wie zwei feindliche Heerhaufen. Auf der einen Seite der Totengräber, auf der andern Seite der Lebensbringer. Hier die Klageweiber und dort die Lobsänger. Also die Majestät des Todes gegen die Majestät des Lebens. Ein atemberaubender Augenblick. Die Begegnung rückt Schritt für Schritt näher. Ein Ausweichen ist ausgeschlossen. Wird Jesus jetzt gleich zur Seite treten und dem Leichenzug die Vorfahrt lassen?

Statt dessen geschieht das Haarsträubende. Er gibt dem Trauerkondukt kein grünes Licht. Jesus befiehlt den Halt und berührt den Sarg. Heiden hatten Angst, mit dem Tod in Kontakt zu kommen. Aber Jesus hat keine Kontaktangst. Juden hatten Angst, mit der Unreinheit in Berührung zu kommen. Aber Jesus hat keine Berührungsangst. Menschen haben bis heute Angst, mit den Gestorbenen irgend etwas zu tun zu bekommen. Jesus hat keine Todesangst. Seine Hände greifen in das Kraftfeld des Todes hinein und beschlagnahmen auch diesen Toten für sich: Der ist

mein, der gehört mir, der bleibt in meinen Händen.

Die bange Frage: Wo sind unsere Toten?, wird hier eindeutig beantwortet. Wer im Leben seine Hand in die Hände des Herrn gelegt hat, wird auch im Tode diesen Händen nicht entnommen sein. Der, der gesagt hat: »Siehe, in meine Hände habe ich dich gezeichnet!«, läßt uns nicht unter der Hand in ganz andere Hände gleiten. Und seit er seine Hand nicht nur bis zum Sarg, sondern bis zum Kreuze ausgestreckt hat, liegt nichts mehr außerhalb seiner Reichweite. Jesu Hände fassen an, sie greifen zu, sie halten fest. Es bleibt bei der Zusage: »Niemand wird sie aus meiner Hand reißen.«

Zweifel

Zweifel ist kein seelischer Defekt. Das können wir bei Petrus beobachten. Jesus fragt diesen Jünger, der um seines Herrn willen den Beruf steckte und seiner ganzen Verwandtschaft Adieu sagte. Petrus, der zum Vormann eines Zwölferteams wurde und manche heiße Schlacht für seinen Herrn geschlagen hat. Petrus, der nicht nur den Mut des Glaubens aufbrachte, sondern auch das Wagnis des Glaubens einging, indem er auf Befehl die sicheren Schiffsplanen verließ und als Wellenreiter seinem Herrn entgegenschritt. Diesen glaubenden Petrus fragte Jesus: Warum zweifelst du?

Zweifel hat es mit dem Glauben zu tun. Zweifel hat es auf den Glaubenden abgesehen. Der Glaube ist die Voraussetzung des Zweifels. Natürlich nicht irgendein Glaube, so ein Glaube nach Goethe, der einmal geschrieben hat: »Es kommt alles darauf an, daß man glaubt; was man glaubt, ist gleichgültig.«

So glaubt der eine, daß zwei Pfund Rindfleisch eine gute Suppe geben. Das ist der Fleischbrühglaube. So glaubt der andere, daß Müsli und Sechskornbrot den Körper gesund halten. Das ist der Ökoglaube aus echtem Schrot und Korn. So glaubt der dritte, daß eine heimliche Liebe unheimlich himmlisch sei. Das ist der Liebesglaube, der sich total hingibt und anbetet. Alle miteinander glauben dem Satz: Hauptsache Glaube, gleichgültig an wen! Aber dieser Satz ist genau so primitiv wie der andere: Hauptsache verheiratet, gleichgültig gegen wen!

Echter Glaube hat es nicht mit etwas zu tun, sondern mit jemandem. »Ich glaube an Jesus Christus, seinen eingeborenen Sohn, unseren Herrn.« Und der sagt zu dem, der schon vom Ufer seines Lebens in das Schifflein des Glaubens gestiegen ist: »Komm her!« Er sagt es zu dem, der mit andern zusammen auf den Bänken sitzt und sich in dieser Mannschaft so wohl fühlt: »Komm her!« Er sagt es zu dem, der die letzten sicheren Planken seiner Vernunft nicht aufgeben und die letzten dunklen Ecken seiner Sünde nicht hergeben will: »Komm her, laß dein Boot, mißtrau deiner Sicherheit, wag den letzten und alles entscheidenden Ausstieg und komm!« Das erst ist Glaube, und dieser Glaube ist immer wieder vom Zweifel angefochten.

Aus

Zuerst war alles gut. Während draußen im Land das Wasser versiegte und das Brot knapp wurde, kniete der Mann an seinem Bach und schöpfte das köstliche Naß. Das notwendige Vesper dazu kam per Luftpost. Ausgerechnet futterneidische Raben richteten eine Luftbrücke ein und warfen dort, wo sich Fuchs und Has' gute Nacht sagen, die Fisch-



brötchen zielgenau ab. Zweimal täglich erlebte Elia dies Speisungswunder am Bach Krit. Aber dann passierte es.

Zuerst wurde der rauschende Bach zu einem Rinnsal, dann das arme Rinnsal zu einem dünnen Wasserfaden, dann der dünne Wasserfaden zu einem trockenen Flußbett. Das Wasser kam nicht mehr. Aus das Wasser des Bachs, aus die Treue der Raben, aus die Fürsorge des Herrn. Aus für Elia. So war das, daß sein Bach vertrocknete.

So ist das, daß mein Bach vertrocknet, mein Krit, aus dem ich geschöpft und gelebt habe. In meiner Ehe, die wie eine sprudelnde Quelle die Matten begrünete, geschah es, daß der Bach vertrocknete. In meiner Familie, die wie ein munterer Fluß alles erfrischte, geschah es, daß der Bach vertrocknete. In meinem Glauben, der wie ein starker Strom alle Lasten trug, geschah es, daß der Bach vertrocknete. Es kommen Augenblicke, wo wir nur sagen können: Aus der Glaube, aus die Liebe, aus die Hoffnung, aus für mich.

Aber nicht aus für Gott. Seine großen Stunden schlagen dann, wenn wir meinen, unser letztes Stündlein habe geschlagen. Er läßt das letzte Wort nicht den vertrockneten Bächen und Wadis der Weltgeschichte. Gott selbst nimmt sich das Wort, gibt es seinem Sohn, und kommt dorthin, wo Menschen verschmachtet und zerstreut sind. Solange das Wort Gottes kommt, ist nichts verloren. Solange das Wort Gottes unsere Werkstage begleitet und unsere Sonntage bestimmt, muß keiner an seiner Dürre zugrunde gehen.

Bibelwort

Daß Jesus bleibt, ist klar, aber wie? Bleibt Jesus wie eine Krippenfigur, die ihr wohlverpacktes Plätzchen hat und einmal im Jahr zu besonderen Ehren kommt? Oder bleibt

er so wie ein Kruzifix, das die Ecke zum Herrgottswinkel macht und zuweilen Ehrfurcht auslöst? Oder bleibt er so wie ein Bild, das der Großvater ins Zimmer und der Vater auf den Speicher gehängt hat?

Manche denken, Jesus bleibe als guter Gedanke in unserem Kopf, als innere Stimme in unserem Gewissen, als heller Funke in unserem Herzen. Und einige entdecken ihn überall: Jesusgefüllt die ganze Welt. Jesusgeschwängert das ganze Haus. Jesusgeladen das ganze Leben. Jesus einfach überall!

Das aber ist die Lüge, die nicht aus der Wahrheit kommt. Jesus Christus, der sich an Weihnachten in die Krippe einer elenden Karawanserei hineinlegen, der sich am Palmsonntag auf den Rücken eines elenden Esels hinaufsetzen, der sich an Karfreitag an den Querbalken eines elenden Kreuzes festschlagen ließ, dieser Jesus Christus ließ sich an Pfingsten in das elende Wort hineinbinden. Dieses Hineingehen in schwaches Menschenwort, dieses Hineinschlüpfen in fehlerhafte Menschensprache, diese »Erniedrigung zweiten Grades« hat er im Gehorsam gegen seinen Vater auf sich genommen. »Der Geist hat sich ans Wort gebunden«, hat Martin Luther gelehrt. Keiner hat Extraworte vom Himmel. Niemand hat Sondermeldungen von der Ewigkeit. Wir alle sind auf das Bibelwort angewiesen, das erschöpfend den Weg zur Seligkeit weist. Jesus bleibt im Wort.

Wenn uns also die Sorge überfällt, was denn im neuen Jahr noch alles über uns komme, dann müssen wir Matthäus aufschlagen: »Sorget nicht für den andern Morgen.« Wenn uns Angst überkommt, wo denn diese Welt noch hinläuft, dann müssen wir die Offenbarung aufschlagen: »Ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde.«

»Das Lagerbuch der Gemeinde Gottes vom Anfang der Welt bis an ihr Ende«, so hat es Johann Albrecht Bengel bezeichnet. Und Martin Luther unterstrich: »Wenn wir glauben könnten, daß der Herr selbst darin mit uns redet, dann würden wir eifriger darin lesen. Wir wären sicher, daß hier unser Lebensglück geschmiedet wird.«

Daheim

Kinder fragen nicht, ob sie bei Müttern etwas bezahlen müssen. Daheim ist daheim. Schüler fragen nicht, ob sie beim Vater ein Wohngeld begleichen müssen. Daheim ist daheim. Studenten fragen nicht, ob sie bei den Eltern für Kost und Logis aufkommen müssen. Daheim ist daheim. Und Christen fragen nicht, ob sie einmal für ein ewiges Haus belangt werden. Daheim ist daheim. Unser Herr zahlt eben nicht heim, sondern bezahlt das letzte Heim und macht es zu unserem Daheim. Deshalb spüren seine Leute heute schon jene Anziehungskraft des Endzieles.

Ein alter Bauer erzählte von früher, als er noch mit den Pferden durch den Flecken kutscherte, seine Felder bestellte und draußen im Wald das Holz abräumte. Wenn man dann einen ganzen Tag lang geschuftet habe, sei es abends auf dem Heimweg gar nicht so leicht gewesen, die Gäule zu einer kleinen Beschleunigung ihrer müden Gangart anzutreiben. Aber dann, wenn sie von fern den Hof sichteten und den Stall witterten, dann fielen sie von selber in Trab und waren nicht mehr zu bremsen.

Etwas von dieser Stallwitterung haben Christen an sich. Nach einem langen und ermüdenden Lebenstag fassen sie dann wieder Mut, wenn die Heimat in Sicht

kommt. Das geschieht immer im Wort der Heiligen Schrift. Bis daheim sind es nur wenige Schritte.

Wort

»Wir haben das Wort«, sagt der Apostel, und wir sagen: »Wir haben das Bild.« Früher war das anders, früher, als unser Wohnzimmer noch vom Kruzifix im Herrgottswinkel oder vom röhrenden Hirsch über der Kredenz oder von der Kuckucksuhr auf der Blümchentapete bestimmt war. Bänke und Stühle waren um den bäuerlichen oder bürgerlichen Familientisch gruppiert. Opa las im Almanach und Oma in vergilbten Briefen. Aber heute! Der Apparat mit dem Bildschirm bildet die magische Mitte des ganzen Raumes. Der Familienkreis hat sich geöffnet und ist zum Halbkreis geworden. Aller Augen warten auf dich, Fernseher, daß du ihnen Bilder gibst zur Feierabendzeit. Wir haben das Bild.

Aber Petrus bleibt dabei, auch wenn er nichts gegen die moderne Bild- bzw. Bildungseinrichtung sagen will: »Wir haben das Wort.« Er zeigt auf die Propheten. Männer wie Jesaja und Jeremia wurden zum Sprachrohr Gottes bestellt. In gewaltigen Visionen und Auditionen erfuhren sie die Weisungen des Herrn. »So spricht der Herr« gehört zu den aktuellen Informationen. Wir haben das prophetische Wort.

Petrus zeigt auf die Evangelisten. Männer wie Matthäus und Markus ließen alles liegen und stehen und folgten diesem Herrn nach. In Lehrstunden und Jüngerreden lernten sie seine Weisungen. Ich-bin-Worte und Seligpreisungen haben bleibende Bedeutung. Wir haben das evangelistische Wort. Petrus zeigt auf die Apostel. Männer wie Paulus wurden vom hohen Roß gestürzt und in neuen Dienst gestellt. In stillen Stunden diktierte der Geist. Wir haben das apo-

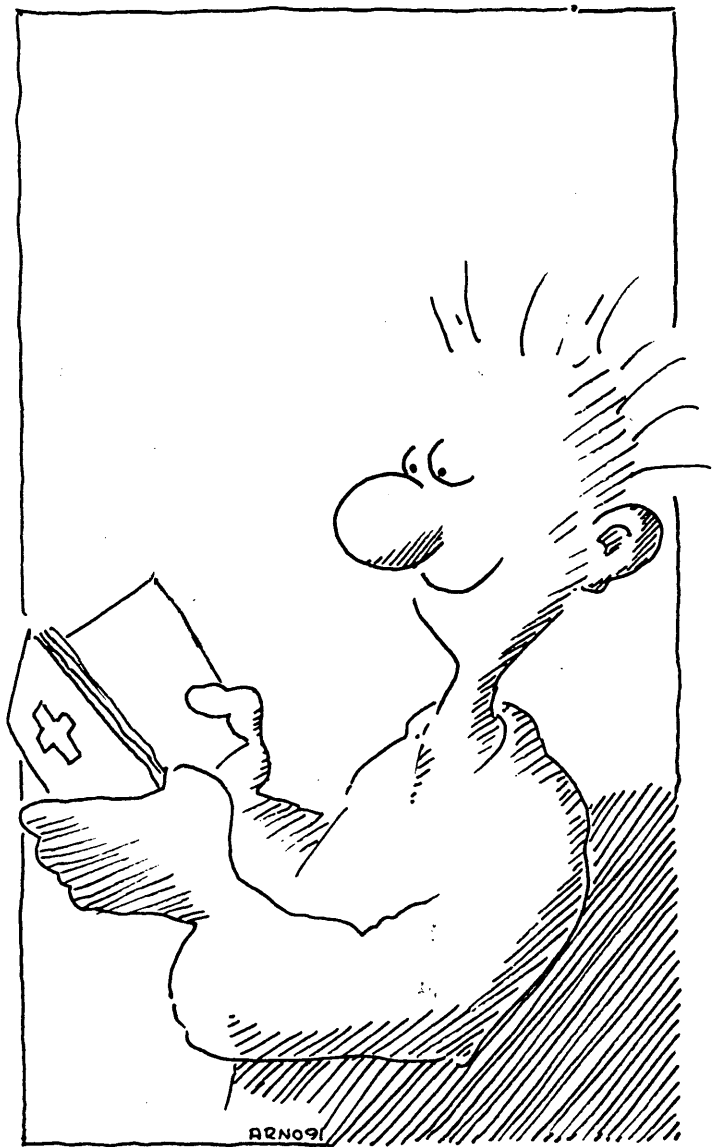
stolische Wort. Wir haben das biblische Wort. Wir haben das göttliche Wort.

Augustin sagte auch so, als ihm nach einem verkommenen Leben eine Stimme aus dem Feigenbaum zurief: »Nimm und lies!« Ignatius von Loyola sagte auch so, als er im Lazarett als schwerverwundeter Offizier an das Neue Testament geriet und sein Leben radikal veränderte. Edith Stein sagte auch so, als sie durch eine Autobiographie auf die Bibel stieß und dann ihren Weg nach Auschwitz getrost gehen konnte. Viele sagten so, und jetzt sollen wir es wieder nachsagen, getrost und gewiß: Wir haben das Wort.

Geist

Gewiß gab es einen harten Kern von Jüngern in Jerusalem. Aber die Pfingstbotschaft wurde nicht nur dort verhandelt. Es gab auch eine treue Kerngemeinde von lebendigen Nachfolgern. Aber die Pfingstbotschaft wurde nicht nur dort besprochen. Darüber hinaus traf sich eine stattliche Versammlung von 120 honorigen Persönlichkeiten, die Jesus als Gottessohn anerkannten. Aber die Pfingstbotschaft wurde nicht nur dort verkündigt. Am Pfingstmorgen ist von Persern und Medern und Elamitern und Ägyptern die Rede. Nicht einmal die halbwilden Kreter sind keusch verschwiegen. Europäer, Afrikaner, Asiaten hören die großen Taten Gottes reden. Die ganze Welt kommt in Sicht.

Warum ist es uns nur so wohl im Konfirmandenclub, wo wir uns prächtig verstehen? Warum ist es uns nur so kuschelig warm im Schalomkreis, in dem unsere Herzen im Gleichtakt schlagen? Warum bringt uns das eigene Vereinshaus so viel, als ob die Umfassungsmauern die Grenzmauern des Reiches Gottes wären?



Pfingsten öffnet Fenster und Türen. Der Pfingstgeist ersetzt den Mief frömmelnder Rechtschaffenheit durch den Duft der großen, weiten Welt. Das Pfingstwunder schenkt Fernweh nach den Brüdern und Schwestern ins Herz, die hinter Grenzen, Gräben und Mauern leben müssen.

Als William Carey, der einfache Flickschuster, davon gepackt wurde, schob er den Dreifuß beiseite und legte den Hammer aus der Hand. Per Schiff reiste er nach Kalkutta, weil ihm dies klar wurde: »The world is my parish« – die Welt ist meine Parochie.

Die kleinen Karos passen nicht mehr in pfingstliches Denken. Diesem Sturm und Drang sind keine Grenzen gesetzt. Seine Leute verhöhnen jede Vereinsmeierei und gehen bis an die Enden der Erde. Bei uns ist vieles verhockt. Der Geist des Herrn muß wieder Jalousien hochziehen.

Kreuzgang

Am See war nicht nur eitel Sonnenschein. Die Fischerei war eine elende Plackerei. Nie landete Petrus den großen Coup mit seinem Netz: Immer nur kleine Fische, kleine Fische. Und in der Verwandtschaft war auch nicht alles ein Herz und eine Seele. Schon damals gab es schwierige Schwäger und Schwiegermütter. Die Liebe zu den Lieben wächst proportional mit der Entfernung. Und in der damaligen Welt sah es böse aus. Deshalb sagte sich Petrus: Wenn ich diesem Herrn nachfolge, dann habe ich die ganze Schinderei vom Halse. Wenn ich diesem Herrn nachfolge, dann kann mich der ganze Familienclan gern haben. Wenn ich diesem Herrn nachfolge, dann spaziere ich über den Talsohlen von Gipfel zu Gipfel.

So wie wir auch sagen möchten. Wenn ich diesem Herrn nachfolge, dann habe ich allen beruflichen Streß hinter mir, dann kann ich mich allen familiären Spannungen entziehen, dann bin ich über Nebelfelder und Gewitterzonen erhaben.

Viele haben mit solchem Glauben bösen Schiffbruch erlitten. Um allen Illusionen vorzubeugen, hat Jesus in seltener Eindeutigkeit festgestellt: »Will mir jemand nachfolgen, es wird keiner gezwungen, will mir jemand nachfolgen, es wird nicht der leiseste Druck ausgeübt, will mir jemand nachfolgen, der nehme sein Kreuz auf sich.«

Jeder hat sein Kreuz. Es ist aus sehr verschiedenem Holz geschnitzt. Aber jedes Exemplar ist nach dem Maßstab von Römer 8 gefertigt: »Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.«

So muß ich nicht mit verbissenem Gesicht ins Geschäft gehen, ich kann das Berufskreuz tragen. So muß ich nicht über meinen Schmerzen depressiv werden, ich kann mein Krankheitskreuz tragen. So muß ich mich nicht an meiner lieben Verwandtschaft wundreiben, ich kann mein Familienkreuz tragen. Nachfolge ist Kreuzgang, kein Spaziergang.

Gesellenstück

Aufruhr, Ruhestörung, Landfriedensbruch warfen ihnen die Ordnungshüter vor. Also »schwere Jungs« folgte der Herr Gefängnisdirektor und legte Paulus und Silas Handschellen an. Wer so viel auf dem Kerbholz hat, braucht verschärfte Haftbedingungen. Zur Beruhigung ließ er ihnen eine Tracht Prügel verabreichen. Dann ging es mit einem Fußtritt die Treppe hinunter. Im letzten Loch wurden die Stockschrauben angezogen und die Füße verspannt.

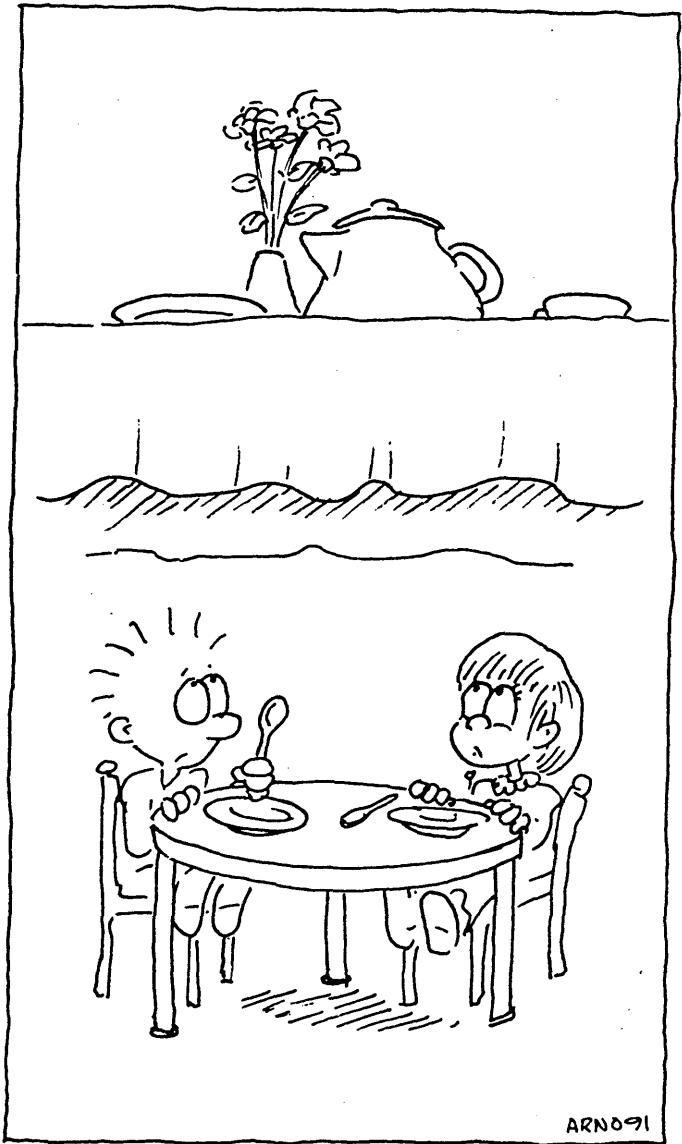
Und Paulus stimmte kein Pfeifkonzert an, um wenigstens auf diese Weise gegen solche Gemeinheit zu protestieren. Er rasselte auch nicht mit den Ketten, um wenigstens diesem Grobian die Nachtruhe zu stören. Paulus fing an zu singen, dankend, lobend, preisend, zweistimmig mit Silas zusammen, ein Männerduett zur Ehre Gottes und zum Wohl dieses Menschen. Dieser Missionar überwand das Böse und tat Gutes.

Das ist das Gesellenstück der Liebe, das uns einfach nicht gelingen will. »Dem werd' ich eins pfeifen«, sagen wir, »dem werd' ich ein Liedchen singen«, »dem werd' ich den Marsch blasen«. Und Paulus sagt: »Dem werd' ich einen Psalm singen, dem werd' ich einen neuen Ton ins Herz geben, dem werde ich Gutes tun.«

Damit tut der Apostel genau das, was er bei seinem Herrn gelernt hat. Der »ist im Land umhergezogen und hat Gutes getan«. Der Kaputte auf dem Schragen und der Aussätzig in der Isolierstation und der Blinde am Straßenrand haben das Gute gespürt und jene Melodie gehört, die mit Jesus in die Welt gekommen ist. Wir sind nicht ärmer dran. Deshalb müssen wir nur nachsingen und es trotz allen Klagegliedern weitersingen. Und wer unmusikalisch ist, der soll nach diesem Rhythmus Zeichen geben, Zeichen der Liebe setzen, Zeichen der Güte aufrichten. Das Gesellenstück der Liebe ist doch kein Hexenwerk.

Tisch

Wenn in meinem Elternhaus Besuch angesagt war, dann wurden wir Kinder vorsichtshalber von der Festtafel weg an den Katzentisch in der Ecke gesetzt. Verlangend



ARN091

schaute wir hinauf nach den Fleischtöpfen Ägyptens, während wir unseren Griesbrei löffelten. Schmerzhaft wurde uns bewußt, daß wir eben Kinder und keine Erwachsenen, daß wir eben Dreckspatzen und keine Paradiesvögel waren.

Im Reiche Gottes gibt es keinen Katzentisch. Jeder hat seinen Ehrenplatz an der Tafel Gottes. Kleine und Große, Gebildete und Ungebildete, Bekannte und Unbekannte sind ihm gleich wert. In einer Gemeinde sollen alle erfahren: »Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist.«

Und damit dies klappt, braucht es Leute, die die Schürze umbinden, die Ärmel hochkrepeln und keine Angst vor schmutzigen Händen haben.

In der Jerusalemer Urgemeinde gab es dafür keine ZDLer, die das für fünfzehn Monate machten. Sie kannten auch keine Nachbarschaftshilfe, die bei den Einsamen reinschaute. Diakoniestationen waren noch in weiter Ferne, also kirchliche Einrichtungen, die nach Heinrich Wichern gerne zu Schuttabladepätzen unserer verweigerten Hilfe werden.

In Jerusalem wurden die richtigen Leute gefunden. Sieben gestandene Männer standen vor der Gemeinde und ließen sich durch Handauflegung für diesen Dienst ordinieren.

Sind wir uns dafür zu schade? Fühlen wir uns als Handlanger unter Wert verkauft? Kommen wir mit unseren Schwellenängsten, um unser Nichtstun zu kaschieren? »Ich kann kein Elend sehen!« »Das habe ich noch nie gemacht!« »Ich habe zwei linke Hände!«

Niemand kauft uns das ab. Glaube ohne Liebe ist tot. Alle gehören an Gottes Tisch.

Geben

Den meisten Stuttgartern fällt es schon gar nicht mehr auf, aber der große Stuttgarter Stiftskirchenturm ist bis heute unvollendet geblieben. Was den Ulmern und Straßburgern und Kölnern gelungen ist, nämlich eine Spitze auf den Kirchturm zu setzen, blieb den Schwaben versagt. Warum?

Ihre Krämerseele machte ihnen einen Strich durch die Rechnung. Sie waren nämlich am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts um Spenden für den Weiterbau des Turmes gebeten worden. Aberlin Jörg, der hochbetagte und hochbegabte Baumeister, hatte sich zwei Jahre vor seinem Tod mit Nachdruck für die Vollendung seines Werkes eingesetzt. Und die Spenden flossen in Strömen, weil sie klugerweise mit einem Ablass honoriert wurden: Vergebung durch Geben, das war der richtige, fromme Taschenzieher.

Schon 1522 gedieh der Turm bis zum obersten Umgang. Dann begann aber die Reformation, von den benachbarten Reichsstädten aus auch in Württemberg Fuß zu fassen. Die Lehre Martin Luthers kannte kein Geben mit Hintergedanken und strich den Ablass. Sofort gingen die Zahlungen zurück. Die Stadt klagte in einem Bericht von 1527, sie hätte zwei fürstliche Glocken gießen lassen, aber der Turm sei wegen Geldmangels nicht gedeckt und der Glockenstuhl verfault.

Jedenfalls entschloß man sich, den Turm mit dem heutigen Flachdächlein abzuschließen. In dieser gedrungenen Gestalt ist er zum Wahrzeichen der Stadt, aber auch zum Wahrzeichen unseres Gebens mit Nebenabsichten geworden. Soll man nur dann geben, wenn die Zahlung wieder als Einnahme verbucht werden kann? Soll man nur dann geben, wenn dabei etwas für die eigene Tasche herausspringt? Der Apostel Paulus ist der Meinung, daß alles Schenken

und Spenden ganz und gar den Empfänger meinen muß.

Geben mit frommen Nebenabsichten und egoistischen Hintergedanken ist nicht im Sinne der Bibel. Deshalb heißt es – und sicher nicht nur an die Adresse der Schwaben: »Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb«, und keinen traurigen Knigger. Vielleicht ist das Erntedankfest ein guter Tag, sich daran zu erinnern.

Heimarbeiter

»Ein Christ ist immer im Werden«, hat Martin Luther gesagt. Und recht hat er gehabt. Weit ist der Weg vom Glaubenswunsch zum Glaubensziel.

Zuerst kommt der Konfirmandenunterricht. Der Pastor gibt sich alle Mühe, mir den Katechismus beizubringen. Aber die Konfirmation ist nicht das Ziel. Dann kommt die Christenlehre. Mein lernfähiger Kopf speichert alles sorgfältig, und nach zwei Jahren bin ich topfit. Aber die Entlassurkunde ist nicht das Ziel. Dann kommt die Mitarbeiter-schulung. Als Helfer in der Jungschar bekomme ich so viel mit, daß mir die Jungenschaft »Seeräuber« übertragen wird. Aber die Jungenschaft ist nicht das Ziel. Dann kommt die Kurzbibelschule. Im Sauseschritt geht es durch die Geschichte Israels. Aber die Kurzbibelschule ist nicht das Ziel, auch nicht das Ferienseminar und der Bibel-Fernkurs.

Erst wenn ich draußen bin, erst wenn ich auf dem Missionsfeld afrikanische oder thailändische Luft schnuppere, erst dann habe ich mein Glaubensziel erreicht. Vorher ist alles nur halb. Vorher bringt es alles nichts. Vorher bleibt jener unwiderstehliche Zug nach außen in der Brust. Das Glaubensziel ist der Missionar.

Nicht schlecht, wenn junge Leute mehr hören wollen als

im Konfirmandenunterricht. Nicht übel, wenn junge Leute mehr tun wollen als Mithilfe im Jugendkreis. »Preis den Herrn« über jeden, der den Ruf Jesu hört und ihm folgt. Gott braucht Arbeiter für seine Ernte, sucht Arbeiter für seine Ernte, ruft Arbeiter in seine Ernte. Nur eins, und das muß auch einmal wieder in aller Deutlichkeit und Eindringlichkeit gesagt werden: Gott braucht Arbeiter draußen und drinnen. Gott braucht Arbeiter in der Ferne und in der Nähe, im Ausland und im Inland. Kurzum: Gott braucht für seine Ernte Feldarbeiter und Heimarbeiter. »Darum bittet den Herrn der Ernte, daß er beide in seine Ernte sende.« Beide tun not. Beide sind bitter notwendig.

Hilfsarbeiter

Er war stud. phil. und stud. theol. Er war philosophisch geschult und theologisch beschlagen. Er war gelehrt und gebildet. Dieser junge Mann war das, was wir ein As nennen, ein Primus, ein Topmann.

Apollos, so hieß dieser gebürtige Alexandriner, war Spitze. Er hatte alle Fähigkeiten, die weltliche oder kirchliche Karriereleiter hinaufzuklettern. Seine Freunde sahen in ihm den zukünftigen Professor an der Stadtuniversität oder den kommenden Bischof in der Kirche. Apollos hatte alles Zeug zum Chef und wurde Hilfsarbeiter im Reiche Gottes.

Irgendwo ist er einem Christen begegnet. Irgend jemand hat ihm von Christus erzählt. Irgendwer schleppte ihn in die Gemeinde. Der Weg des Herrn kreuzte seinen Weg. Nun gab es nur zwei Möglichkeiten: entweder seinen Weg nach oben oder Jesu Weg nach unten. Entweder seinen Weg des Ehrgeizes oder Jesu Weg des Gehorsams. Entwe-

der seine Lorbeeren oder Jesu Dornen. Er mußte wählen.

Jeder muß wählen. Um diese Wahl kommt keiner herum. Das Evangelium ist keine Verbreiterung oder Verschönerung unseres Lebensweges, sondern eine Kreuzung. Einmal stehen wir davor und müssen uns entscheiden, wo es lang gehen soll. Entweder sein Weg oder mein Weg. Entweder Ehrgeiz oder Gehorsam. Entweder Lorbeeren oder Dornen. Entweder ich oder er.

Apollos wählte richtig. Noch einmal mag die faszinierende Welt griechischen Geistes vor ihm gestanden sein. Noch einmal mag ihn die imponierende Gesetzeslehre der Rabbis angezogen haben. Noch einmal mag ihn die verlockende Welt mit Samt und Purpur gelüstet haben. Dann aber sagte er: »Gib, daß ich nichts achte, nicht Leben noch Tod, nur Jesum gewinne, dies eine ist not.« Der Senkrechtstarter aus der Chefetage wurde Hilfsarbeiter auf Gottes Bau.

Auch wenn wir keine Hochschule besucht haben, sondern nur die Hauptschule, auch wenn wir keine Rhetorik gelernt haben, sondern nur das Stottern, auch wenn wir keinen Marschallstab in der Hosentasche haben, sondern nur ein Taschentuch, dieser Gott will jeden brauchen.

Ernte

Lange ist es her, aber die Erinnerung ist geblieben. Der Weizen im Neckartal war wunderschön gewachsen und stand reif auf den Feldern. Aber es regnete Tag und Nacht, schon fast zwei Wochen lang. Schade war es um das Getreide, wo es in jenen Kriegsjahren so bitter nötig gebraucht wurde. Pflanzen und Menschen ließen die Köpfe hängen. Als aber auf einmal die Sonne durchbrach, rief der Kreislei-

ter alle zur »Ernteschlacht«. Mit Jubel klappten wir unsere Vokabelhefte zu, ließen alles liegen und stehen und zogen hinaus auf die Felder.

Auch bei uns ist vieles reif zur Ernte. Müßte Jesus nicht zur Ernteschlacht aufrufen? Müßten seine Leute nicht alles stehen und liegen lassen? Müßten Erntearbeiter jetzt nicht ran an die Arbeit? Aber Jesus ruft nicht zuerst zur Feldarbeit, sondern zur Heimarbeit. Jesus ruft nicht zuerst zum Händeanlegen, sondern zum Händezusammenlegen. Er ruft zum Gebet. »Darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende.«

Alle Aktionen Gottes müssen mit Gebet beginnen. Wo nicht gebetet wird, wird nichts. Auf seine segnende Hand kommt's an, nicht auf die eigene Faust. Denn bei ihm braucht es geschickte Leute. Das sind nicht unbedingt tüchtige Leute, die keine zwei linken Hände haben. Das sind nicht unbedingt kräftige Leute, die anpacken und zupacken können. Das sind nicht unbedingt qualifizierte Leute, die möglichst noch ein Agrardiplom in der Tasche haben.

Geschickte Leute sind geschickt, gesendet, gerufen. Ein geschickter Mensch ist ein berufener Mensch. Er weiß sich nicht selber zu Höherem berufen, sondern vom Höchsten gerufen. So wie ein Jesaja, der stehenblieb und sagte: »Hier bin ich, sende mich!« Und weil es an solch geschickten Frauen und Männern fehlt, deshalb müssen wir am Beten bleiben.

Herrentag

Zwölf Sonntagsspaziergänger bekamen Hunger. Obwohl kein Ausflugslokal in der Nähe war, wußten sie sich zu helfen. Sie fühlten sich in Gottes Selbstbedienungsrestaurant,

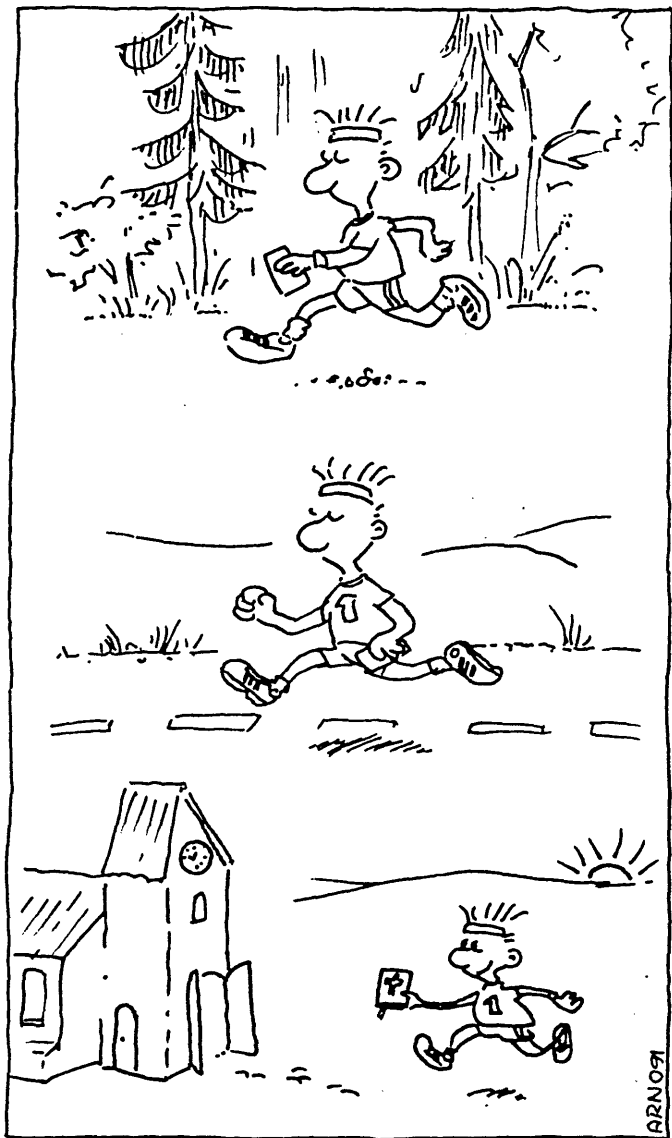
griffen nach links und rechts in die Naturkost und mahlten ihre Körner. Wie gut dies Müsli schmeckte.

Leider war aber solche Help-yourself-Aktion nicht nach dem Geschmack der Pharisäer. Plötzlich waren sie am Kornfeltrand aufgetaucht und gifteten diesen Jesus an: Warum tun deine Zwölf am Sabbat, was verboten ist? Er aber machte diesen Körnerzählern klar: Am Sabbat bleibt Freiheit, den Hunger zu stillen. Am Sabbat bleibt Freiheit, den Durst zu löschen. Am Sabbat bleibt Freiheit zur Freude, denn was wäre das für ein Sonntag, der nur aus Verboten besteht?

Ein alter Herr erzählte einmal von den tristen Sonntagen seiner Jugend, als er den Matrosenanzug anziehen mußte, nicht auf die Bäume klettern durfte, keine Hühner in Nachbars Garten verfolgen konnte und nur leise Spiele im Hause erlaubt waren. »Gott sei Dank war nicht alle Tage Sonntag«, sagte er. Was für eine schlimme Verkehrung.

Am Herrentag ist Freiheit zur Freude, und zwar die Freude, die einer erlebt, wenn er ein Buch aufschlägt, das er schon lange lesen wollte, wenn einer seinen Tischtennisschläger zur Hand nimmt, um gegen seine Söhne in Folge zu verlieren, wenn einer seine Freunde einlädt, um mit ihnen in Ruhe zu plaudern.

Freude erleben und Freude machen, wenn einer seinen Briefblock hervorholt, um seiner alten Mutter ins Heim zu schreiben, wenn einer zum Telefon geht, um jene einsame Person nach ihrem Ergehen zu fragen, wenn einer das Krankenhaus aufsucht, um dem Operierten ein paar Blümchen zu bringen. Freude erleben und Freude machen, genau das, was wir sonntags im Gottesdienst erfahren können. Der Herrentag ist der Tag der Freiheit dazu.



ARNOLD

STICHWORTVERZEICHNIS

- Abel S. 7
 Abraham S. 30, 32, 54
 Anbetung S. 43
 Anfechtung S. 36, 39
 Angst S. 38, 39, 46, 70, 75
 Apollos S. 87-88
 Astrologie S. 53-54
 Augustus S. 8

 Bergpredigt S. 24
 Besitz S. 7-8, 28, 30, 32

 Dank S. 59, 82
 Demut S. 43, 46-47, 47-48

 Elia S. 72, 74
 Erlösung S. 29-30
 Erneuerung S. 19, 22, 24, 29-30, 59
 Erntedank S. 86
 Ewigkeit S. 32, 76

 Fest S. 22, 24, 66
 Freiheit S. 12, 20, 62, 90
 Frucht S. 58-59

 Gaben S. 5, 7-8
 Gebet S. 56, 60, 89
 Geist, Heiliger S. 25, 48, 62, 78, 80
 Gemeinde S. 9-10, 12-13, 21-22, 40-41, 64-65, 84, 87-88
 Gerechtigkeit S. 8, 56-57, 64
 Glück S. 15, 32, 40, 41
 Gottesdienst S. 12-13

 heil werden S. 40-41
 Herodes S. 8
 Himmel S. 27-28
 Himmelfahrt S. 29, 64

 Jona S. 38-39
 Joseph S. 15, 28, 46

 Kain S. 7
 Karfreitag S. 29, 39
 Kind Gottes S. 15, 55, 57-58, 62, 76-77
 Krankheit S. 35, 39, 40-41, 42-43, 66, 81
 Kreuz S. 35-36, 38, 39, 43, 44, 68, 71, 81
 Krieg S. 30, 53

 Laodicea S. 28
 Leid S. 35-36, 38-39, 41-42, 66
 Liebe Gottes S. 9, 26, 35-36, 38, 44, 50, 51, 54, 60, 84
 Liebe zu Gott S. 64, 81

 Maria S. 5-6
 Marta S. 5-6
 Mission siehe Weitersagen

 Nächstenliebe S. 26, 41-42, 64, 82, 84
 New Age S. 53, 54, 63

 Opfer S. 12, 85
 Original S. 5-6, 7-8, 9
 Ostern S. 16, 20, 29, 33, 68

 Paulus S. 18, 40, 81-82
 Petrus S. 24-25, 34, 71, 80
 Pfingsten S. 47, 78, 80
 Pilatus S. 39
 Potiphar, Frau des S. 14-15

 Reich Gottes S. 14, 30, 57, 78, 84, 86-87, 88
 Reife S. 35-36, 38

 Schöpfer S. 51-52, 60
 Sonntag S. 89-90
 Sünder S. 10, 14, 16, 18, 28-29, 58, 59

 Taufe S. 26

Tod	S. 26, 33, 41-42, 44, 66, 68, 70-71	Weihnachten	S. 8-9, 21-22, 52, 69-70
Trost	S. 41-42, 55, 65	Weitersagen	S. 25-26, 34, 86-87
Umkehr	S. 12-13, 13-14	Wiederkunft Jesu	S. 30
Vater (Gott)	S. 13-14, 28, 52, 55, 56, 57-58, 60	Wort Gottes	S. 18-19, 47-48, 74, 75-76, 77-78
Vergebung	S. 16, 18, 44, 46-47	Zukunft der Welt	S. 30, 75
		Zweifel	S. 30, 71-72

BIBELSTELLENVERZEICHNIS

Folgende Geschichten der Bibel werden in diesem Buch behandelt:

1. Mose		Matthäus	
1,1-27	S. 51-52	2,1-18	S. 8
3,9	S. 50	6,25	S. 75
4,1-16	S. 7-8	7,13-14	S. 21
12,1-8	S. 30-32, 53-54	8,20	S. 32
31	S. 48-50	9,14-17	S. 22-24
39,1-18	S. 14-15	9,38	S. 87, 89
		12,1-8	S. 89-90
1. Könige		14,19	S. 27
17,1-7	S. 72-74	14,22-33	S. 71-72
Psalm 23	S. 65	16,24	S. 81
90,12	S. 33	21,28-32	S. 13-14
Jesaja		27,57-60	S. 32
6,8	S. 89	28,18-20	S. 25-26
40,31	S. 20	Markus	
49,16	S. 71	1,10	S. 27
53,4	S. 42	15,1-20	S. 39
66,13	S. 41		
Amos		Lukas	
5,4 u. 21-27	S. 12-13	1,68	S. 66
Jona 1	S. 38-39	2,1-7	S. 8-9, 52-53
		2,13	S. 27

Lukas		Römer	
2,15-20	S. 21	8,28	S. 81
5,1-11	S. 34	8,31-39	S. 40, 44
7,11-15	S. 70-71	1. Korinther	
10,7	S. 36	1,18	S. 44
10,38-42	S. 5-6	2. Korinther	
13,6-9	S. 9-10	1,6	S. 42
15,11-32	S. 54-55	5,17	S. 19
18,1-8	S. 56-57	9,6-7	S. 86
22,63-23,5	S. 39	12,7	S. 40
24,50-51	S. 27	Philipper	
Johannes		2,6-11	S. 68
10,28	S. 71	1. Petrus	
14,19	S. 33	1,14	S. 32
15,5	S. 34-35, 58-59	5,4	S. 36
16,16-22	S. 29-30	2. Petrus	
18,10-27	S. 24	1,19	S. 77-78
19,30	S. 44	Hebräer	
Apostelgeschichte		13,9	S. 63-64
2,1-41	S. 24-25, 47, 78-79	Offenbarung	
6,1-6	S. 84	3,14-22	S. 28-29
9,1-9	S. 18-19	21,1	S. 75
16,23-40	S. 81-82		
18,24-28	S. 87-88		
Römer			
7,24	S. 19		
8,16	S. 62		

Vom gleichen Autor:

made in heaven

Ein Konfirmanden-Magazin

32 Seiten, geheftet, mit zahlreichen vierfarbigen Fotos
Bestell-Nr. 224084

Unter den Überschriften: Woher komme ich? – Wer bin ich? – Was soll ich? – Was suche ich? – Wie lebe ich? – Wohin gehe ich? macht Konrad Eißler mit der Guten Nachricht bekannt. Seine in knappem, sehr farbigem Stil und mit viel Humor geschriebenen Kapitel lesen sich vergnüglich und bringen dabei die Dinge »auf den Punkt«.

Aus dem Inhalt: »Auch wenn Du Dich im Spiegel nicht mehr sehen magst: Du bist eine Handarbeit Gottes. Auch wenn Du in der Massengesellschaft übrig bist: Du bist und bleibst bei Gott ein unersätzlich Porträt, handsigniert vom Schöpfer höchstpersönlich, »made in heaven«.

R. BROCKHAUS VERLAG WUPPERTAL UND ZÜRICH

Klaus Krämer

Wo gehobelt wird . . .

35 Werkstattgeschichten

96 Seiten, R. Brockhaus Taschenbuch, Bestell-Nr. 220448

Regelmäßigen Hörern des Evangeliums-Rundfunks ist er längst bekannt: Klaus Krämer mit seinen Geschichten aus der Schreinerwerkstatt. Der Autor nimmt nicht nur menschliche Schwächen und Stärken aufs Korn, in jeder Geschichte zieht er seine Gedanken zu einer geistlichen Aussage aus. So werden die meist lustig erzählten Erlebnisse immer wieder zu Andachten und führen in das Nachdenken über Gott.

Heinrich Giesen

Minutengebete

302 Seiten, R. Brockhaus Taschenbuch, Bestell-Nr. 220460

Der bekannte ehemalige Leiter der Berliner Stadtmission Heinrich Giesen (1910–1972) hat weit über 500 Gebete geschrieben, die in ihrer kraftvollen, persönlichen Art vielen Menschen Orientierung und Hilfen zum eigenen Beten und Glauben waren und sind: Gebete fürs »stille Kämmerlein«, für den Gottesdienst und zu vielen anderen Anlässen. Etwa 280 dieser Gebete sind in diesem Buch zusammengestellt.

Karl Beyer

Wie bereite ich eine Bibelarbeit vor?

60 Seiten, R. Brockhaus Taschenbuch, Bestell-Nr. 220390

Wer in der Jugend- und Gemeindearbeit vor die Aufgabe gestellt wird, eine Bibelarbeit durchzuführen, weiß oft nicht recht, wie er sich darauf vorbereiten soll.

– Welchen Text soll ich wählen? – Wie kann ich sicherstellen, daß ich selbst den Text richtig verstehe? – Wie kann ich den Hauptgedanken, das Ziel des Textes ermitteln, damit die Bibelarbeit nicht in Nebensächlichkeiten abgleitet? – Welche Methoden der Bibelarbeit sind dem Text und der Gruppe angemessen? – Welche Hilfsmittel gibt es für die Vorbereitung und die Gruppenarbeit?

Zuerst war alles gut. Während draußen im Land das Wasser versiegte und das Brot knapp wurde, kniete der Mann an seinem Bach und schöpfte das köstliche Naß. Das notwendige Vesper dazu kam per Luftpost. Ausgerechnet futterneidische Raben richteten eine Luftbrücke ein und warfen dort, wo sich Fuchs und Has' gute Nacht sagen, die Fischbrötchen zielgenau ab. Zweimal täglich erlebte Elia dieses Speisungswunder am Bach Krit. Aber dann passierte es . . .

Konrad Eißler ist Pfarrer an der Stiftskirche in Stuttgart und für seine prägnanten, schwäbisch-originellen Predigten bekannt. Seine kurzen Texte in diesem Buch erzählen Geschichten aus der Bibel für heute.